



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

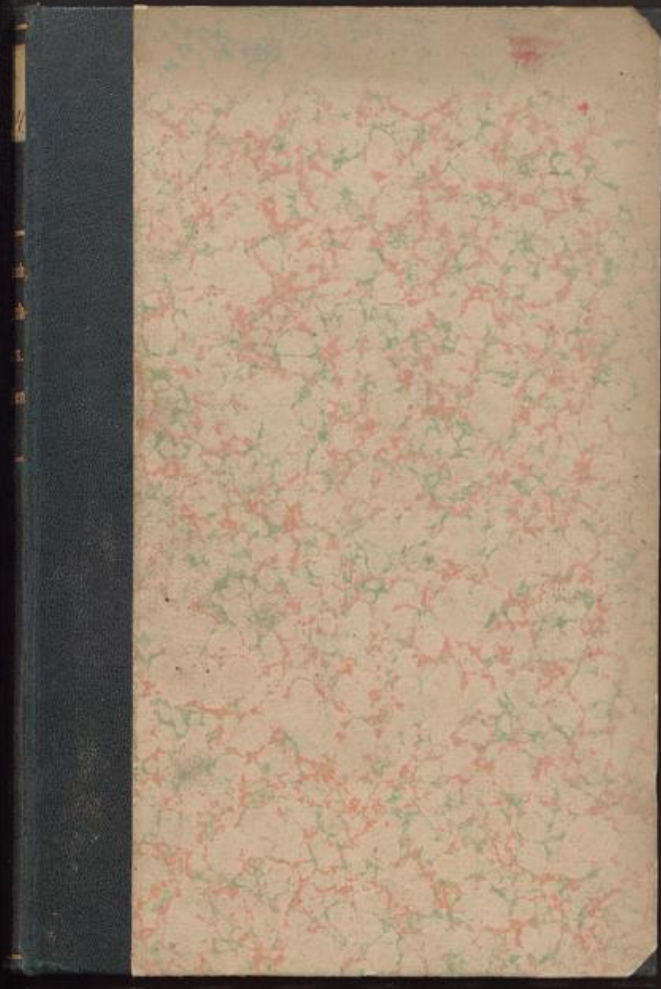
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

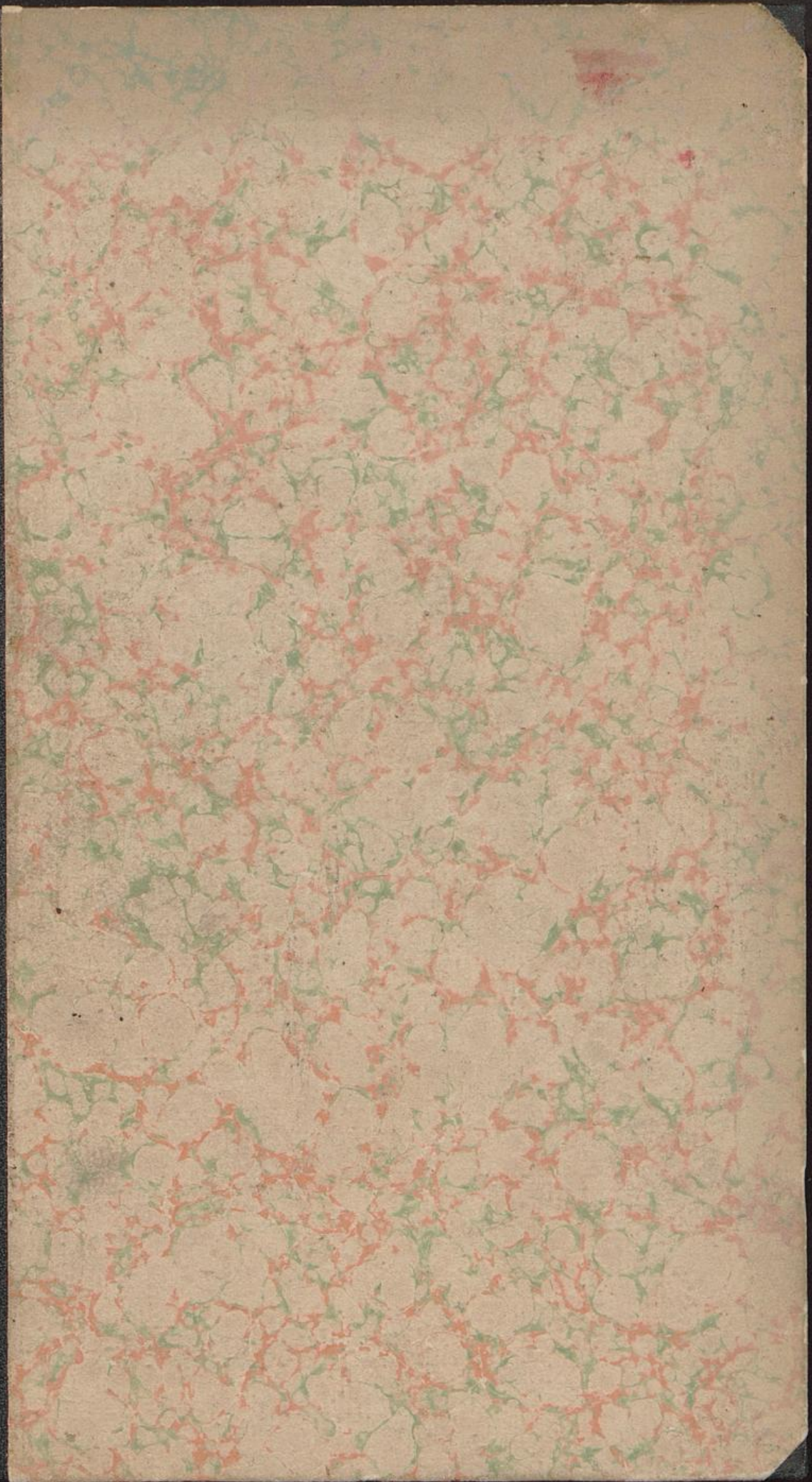
Deutsch-Chinesische Studien

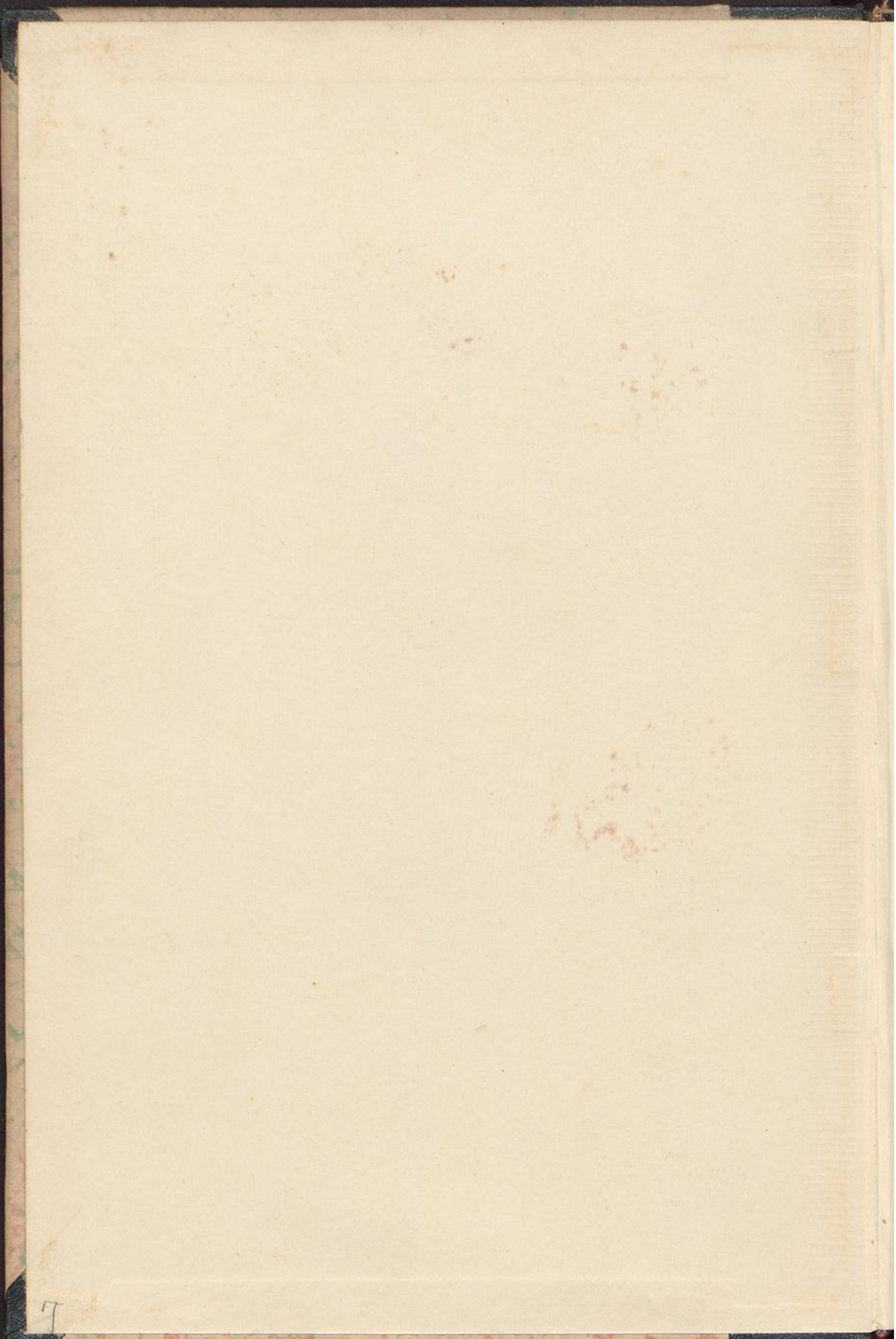
Rohrbach, Paul

Berlin, 1909

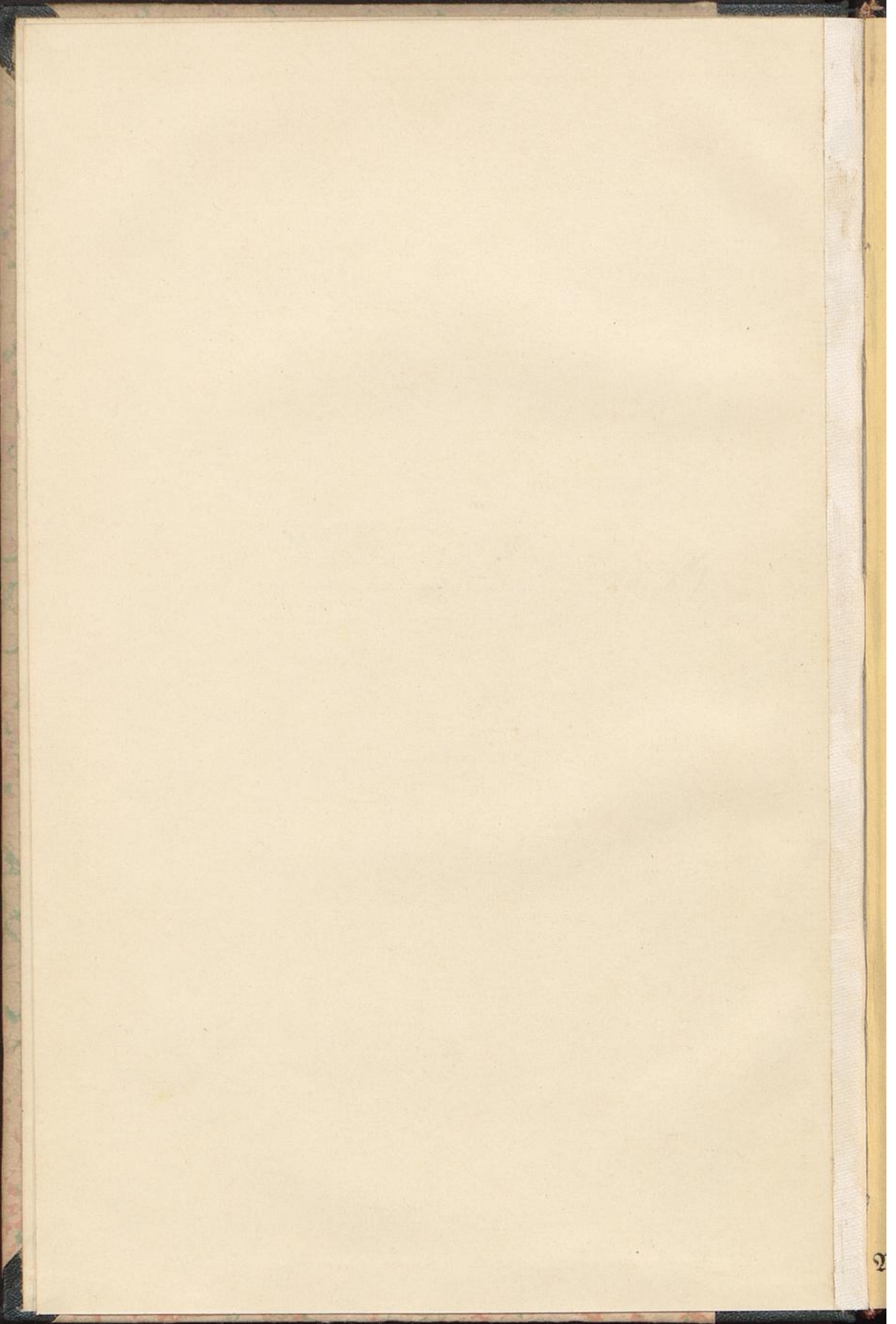
urn:nbn:de:gbv:46:1-14309







IX . c . 3294.



Deutsch-Chinesische Studien

Von

Paul Rohrbach.



Berlin

Verlag von Georg Stilke

1909.

M. 1,50.

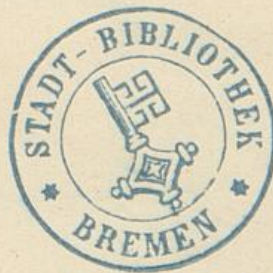
*Gefunden von Prof. Kuffner.
J. 3. 3. 09.*

Deutsch-Chinesische Studien

Von

Paul Rohrbach.

Ergänzter und vervollständigter
Sonderabdruck aus den „Preussischen Jahrbüchern“



Berlin
Verlag von Georg Stilke
1909.

IX.c.3294

[Faint handwritten text at the top of the page]

Deutsche-Chinesische Studien

Paul Hirth

Einleitung und Verzeichnisse
des Verfassers und des Herausgebers



1907
Bremen

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel. Das chinesische Problem.

	Seite
Schwierigkeiten der Anschauung von China	1— 2
Niedergang der chinesischen Kultur während der letzten Jahrhunderte	3— 6
Ursprung und charakteristische Bedingtheit der chinesischen Kultur	7— 9
Das agrarische und das Familienprinzip	9—10
Umwertung der alten Kulturwerte	11—12
Politisch-kulturelle Entwicklung der letzten Jahrhunderte	13—16
Naturalwirtschaft und Finanzwesen	17—18
Das Eindringen der Fremden; die Mission	19—22
Das Problem der chinesischen Religion	<u>23—25</u>
Die ersten Reformen in China	26—28
Beginn des jetzigen Reformzeitalters; Zeitungswesen	29—32
Rationale Gegensätze in China; Mandschufrage	33
Reformprogramm der Regierung	<u>34—40</u>
Die Reorganisation des chinesischen Unterrichtswesens und die Interessen der westlichen Völker	41—43
Innere Schwierigkeiten der Unterrichtsreform	44—46
Englisch-amerikanische Schulpropaganda in China	47—50
Japanische Propaganda	51
Angelsächsische Verdächtigungen gegen Deutschland	<u>52—57</u>
Notwendigkeit politischer Vorsicht	58—60
Amerikanische Klugheit	61—62
Möglichkeiten des Einflusses auf das neue chinesische Unter- richtswesen; Methodik des Vorgehens	<u>63—66</u>
Anknüpfung an die Mission	<u>67—70</u>
Deutschlands wirtschaftliche Stellung in China	<u>71—76</u>

2. Kapitel. Tsingtau.

	Seite
Die Ursachen der Besetzung von Tsingtau	77— 79
Die Idee der Rückgabe Tsingtaus an China	80
Die wirtschaftliche Lage in Tsingtau; Gründe der ost- asiatischen Krisis	81— 84
Die Entwicklung des Handels von Tsingtau	85— 86
Tsingtauer Lokalkrisis	87— 89
Faktoren der Entwicklung Tsingtaus; Schantungbahn und Zollabkommen	90— 92
Tsingtau und Tschifu	93— 94
Tsingtau und die übrigen Vertragshäfen	95— 96
Die Schantungkohle und die Eisenlager	97—100
Agrarischer Charakter Schantungs; Düngungs- und Viehzuchtfrage	101—107
Eisenbahnfragen; die Tientsin-Pukou-Bahn	108—110
Küstendampferverbindung	111—112
Zur Beurteilung des Kiautschou-Stats	113—117
Steuerfragen und Selbsterhaltung	118—121
Die bisherigen Aufwendungen für Tsingtau	122—123
Deutsche Kulturmission	124

Berichtigungen.

- S. 2, Zeile 1 u. 2 v. unten lies: hört . . . vertreten, statt: hat . . . zu vertreten.
 S. 7, Zeile 12 v. unten lies: Weihotal, statt: Weistal.
 S. 12, Zeile 1 v. unten lies: nie soweit, statt: insoweit.
 S. 13, Zeile 3 v. unten lies: Macartney, statt: Macortney.
 S. 21, Zeile 18 v. unten lies: 1860, statt 1870.
 S. 31, Zeile 17 v. oben lies: zehntausend, statt: achttausend.

Vorwort.

Die nachstehenden Blätter enthalten im wesentlichen einen Sonderabdruck meines im Sommer des vorigen Jahres aus China an die Preussischen Jahrbücher geschriebenen Studienberichts. Die Anordnung des Stoffes ist indessen an manchen Stellen eine andere als in den Jahrbüchern, und außerdem ist durchgehends die weitere Entwicklung der Verhältnisse während des letzten halben Jahres, speziell der soeben dem Reichstag vorgelegte Jahresbericht des Reichsmarineamts über Tsingtau, berücksichtigt.

In China ist währenddessen das Ereignis des Thronwechsels vom November 1908 eingetreten, und bald darauf die Entlassung Yuanschikais, der, ohne den Titel zu haben, in der auswärtigen Politik Chinas während der letzten Jahre etwa die Stellung und den Einfluß eines Staatskanzlers besaß. Yuanschikai erscheint, soweit dem Abendländer überhaupt ein Urteil über chinesische Dinge möglich ist, als der bedeutendste Staatsmann Chinas nach dem Tode Lihungtschangs. Er ist gebildet, vorurteilsfrei, besonnen, reformfreundlich und besitzt eine richtige Vorstellung vom Verhältnis der Großmächte untereinander und von der natürlichen Aufgabe Chinas gegenüber dem Spiel der westlichen Interessen. Warum er entfernt ist, läßt sich nur ganz in den Grundzügen vermuten. Er war der Vertrauensmann der verstorbenen Regentin, deren letzte staatsmännische Tat es wahrscheinlich gewesen ist, daß sie den unvernünftigen und haltlosen Kaiser Kuang Hsü einen Tag früher sterben ließ, als sie selbst aus dieser Welt scheiden mußte. Die Geschichte der Regentin Tsi Hi ist noch nicht geschrieben. Jedenfalls war sie eine der kraftvollsten Persönlichkeiten der chinesischen Geschichte, und das künftige Urteil über sie wird wohl dahin lauten, daß sie bei mancherlei Fehlern und Irrtümern des Urteils in Einzelfragen doch viel dazu beigetragen hat, daß China die äußeren und inneren Erschütterungen seit dem Tode des Kaisers Hien Feng, des Gemahls Tsi His (1861), so überstanden hat, wie es geschehen

ist. Ihre und Quanschikais Wege trafen zusammen, als der jetzt verstorbene Kaiser nach seiner Mündigkeitserklärung eine Aera der plötzlichen und gewaltsamen Reformen beginnen und zu dem Zweck die zurückgetretene Regentin, deren Einfluß ihm gefährlich schien, beseitigen wollte. Quanschikai hatte den Auftrag dazu erhalten, aber statt ihn auszuführen, verriet er ihn der, der er galt, weil er sah, daß das Reich sonst in eine verderbliche Krisis gestürzt werden würde, und weil er wußte, daß unter den gegebenen Umständen die frühere Regentin diejenige Persönlichkeit war, die der Lage am meisten gewachsen erschien.

In diesen Vorgängen, die jetzt ein Jahrzehnt zurückliegen, war es begründet, daß das Schicksal Quanschikais auch für die Zukunft enge mit dem der Regentin verbunden blieb. Tsi His Programm war von Anfang an bis zu ihrem Tode das der inneren Stärke Chinas. Für diese Aufgabe hat sie gelebt und ihr ist sie, wenn auch oft genug nach den besonderen politischen Methoden der alten asiatischen Großreiche, so doch mit entschiedenem Erfolge, gerecht geworden. Wenn China heute stärker dasteht, als je während des letztverflossenen Jahrhunderts seiner Geschichte, so ist es zu einem großen, vielleicht zum entscheidenden Teil das Verdienst der Frau, die über 45 Jahre teils allein, teils in Gemeinschaft mit anderen die nächste Stelle am Thron inne gehabt und während dieser Zeit überwiegend selbst die Regierung geführt hat. Mit besonderer Energie förderte sie in der letzten Zeit ihres Lebens den Ausgleich zwischen Chinesen und Mandschus. Sie erkannte wohl, daß die Fremdherrschaft der Mandschu-Dynastie und ihres Anhangs sowohl für die national-chinesische Revolutionspartei, als auch, zum Teil wenigstens, für die radikalen Reformer einen der stärksten agitatorischen Hebel zur Bearbeitung des Volkes bildete. Wahrscheinlich hat sie vorausgesehen, daß nach ihrem Tode eine entschiedene Reaktion der Mandschupartei einsetzen würde. So scheint es in der Tat gekommen zu sein, und es ist nicht weiter verwunderlich, daß der Chinese Quanschikai, der die rechte Hand der Regentin gewesen war, als erstes Opfer dieser Reaktion fiel. Wenn diese Auffassung des Zusammenhangs richtig ist, und wenn der neue Regent Prinz Tschun — es ist bekanntlich der sogenannte Sühneprinz, der 1901 nach Berlin kommen mußte — der anscheinend mit Energie für seinen zweijährigen Sohn die Zügel der Regierung ergriffen hat, nicht selbst noch beizeiten die innere Notwendigkeit der Politik Tsi His einsieht und in ihre Bahnen zurücklenkt, so haben wir in

China jetzt eine Periode verstärkter innerer Unruhen in der Richtung nationalistischer Erhebungen gegen die Dynastie zu erwarten. Tritt diese Lage ein, so wird sich die Mandschupartei voraussichtlich an Japan anlehnen, und dem alten japanischen Programm der ostasiatischen Gemeinbürgerschaft gegen die westlichen Völker unter Führung Japans wird auf diese Weise Vorschub geleistet werden. Bei dem Sturz Yuanschikais scheint, soviel man in das Dunkle der Vorgänge im Pekingener Kaiserpalast hineinschauen kann, manches vorgekommen zu sein, was bereits für diese Auffassung spricht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß England zunächst versuchen wird, aus dem bestehenden Bündnis mit Japan und aus dem vor einigen Jahren mit Japan geschlossenen Spezialabkommen, betreffend die Garantie der Integrität Chinas, gewisse Sondervorteile zu erzielen. Die Aufgabe der deutschen Politik in China wird daher während der nächsten Jahre voraussichtlich eine schwierige sein, und was wir auf den folgenden Blättern wiederholt und mit Nachdruck betonen werden: die Notwendigkeit, den Chinesen unsere politische Uninteressiertheit im Lande glaubhaft zu machen und durch die Tat zu beweisen, das wird jetzt unter den veränderten Verhältnissen erst recht das Leitmotiv unserer Vertretung in Peking wie in Tsingtau und in allen übrigen geöffneten Plätzen Chinas bilden müssen.

Berlin-Friedenau, Februar 1909.

Paul Rohrbach.

Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts
 in Deutschland verbreiteten Lehren über
 die Natur der Seele und die Entstehung
 der Empfindungen sind im Allgemeinen
 von dem Philosophen Leibniz her
 zu verfolgen. Er hat die Seele als
 eine einfache Substanz betrachtet,
 die nicht aus Theilen besteht und
 daher nicht zerlegt werden kann.
 Diese einfache Substanz ist die
 Seele selbst, die durch Gott
 in die Welt gesetzt wird. Die
 Empfindungen entstehen durch
 die Einwirkung der äußeren
 Welt auf die Seele. Die Seele
 ist also eine einfache Substanz,
 die durch Gott in die Welt
 gesetzt wird. Die Empfindungen
 entstehen durch die Einwirkung
 der äußeren Welt auf die Seele.
 Die Seele ist also eine einfache
 Substanz, die durch Gott in die
 Welt gesetzt wird. Die Empfindungen
 entstehen durch die Einwirkung
 der äußeren Welt auf die Seele.

I.

Das chinesische Problem.

Wieviele Menschen in Deutschland oder Europa haben eine Vorstellung davon, daß gegenwärtig in China eine jener politischen und sozialen Krisen erster Ordnung begonnen hat, deren Ausgang über den konstitutiven Charakter großer und umfassender Epochen in der Menschheitsgeschichte mitbestimmt? Und wieviele von den Europäern in Ostasien, die selbst Zeugen der Ereignisse sind, wissen etwas von dem inneren Zusammenhang der ungeheuren Bewegung, die um sie herum gärt, und ahnen etwas vom Wesen der Dinge, die sie heraufführt? Wenige, nur zu Wenige, zumal unter uns Deutschen.

Welches ist der Angelpunkt der Krisis in Ostasien? Man wird leicht geneigt sein, zu antworten, daß zur Beurteilung dieser Frage von dem Ergebnis des russisch-japanischen Krieges ausgegangen werden müsse. An sich richtig — aber nicht in dem gewöhnlich damit verbundenen Sinne, daß das wichtigste Ergebnis dieser Entscheidung die Zurückdrängung Rußlands in Ostasien und die Aufrichtung der gegenwärtigen japanischen Vormachtstellung sei. Nicht Rußlands Niederlage und Japans Sieg sind das wichtigste Ergebnis des Krieges; auch die allgemeine Verschiebung des Kräfteverhältnisses und der politischen Interessengebiete im fernen Osten, ist es nicht. Es ist vielmehr der durch den Ausgang des Krieges verursachte innere Umschwung in China. Was Rußland für die Gegenwart verloren und was Japan gewonnen hat, das tritt an universaler Bedeutung deshalb weit hinter der Entwicklung zurück, die jetzt in China eingesetzt hat, weil die Geschicke Ostasiens selbst und die Zukunft Europas in Ostasien von dem ferneren Gang dieser Entwicklung viel mehr abhängig sind, als von den Erfolgen

der Japaner, von der Besiegelung der russischen Ohnmacht und selbst von dem vorläufigen Ausgang eines möglichen kriegerischen Konflikts zwischen Japan und Nordamerika.

Nichts aber ist schwieriger für den Außenstehenden, als die Natur des „Chinesischen Problems“ zu kennzeichnen und versuchen zu wollen, aus dem, was vor Augen zu liegen scheint, auf die Entwicklung der näheren oder ferneren Zukunft zu schließen. Wer es unternimmt, zu irgend einem Urteil über die gegenwärtigen chinesischen Verhältnisse zu gelangen, der steht gleich beim Beginn dieses Vorhabens vor der Notwendigkeit, sich nicht nur mit der historisch-politischen Entwicklung Chinas, seinem Volkstum, seiner Religion und Verwaltung auseinanderzusetzen, sondern auch — was noch viel schwieriger ist — mit vielen uns fremdartigen Besonderheiten des chinesischen Geisteslebens als der eigentlichen Grundlage der chinesischen Kultur. Von diesen Dingen fehlt innerhalb des allgemeinen öffentlichen Wissens in Europa vorläufig noch jede erschöpfende Vorstellung, und auch unter den Sinologen von Fach erklären die namhaftesten, daß unsere Wissenschaft von China bisher weder zu einer Uebersicht des vorhandenen Quellenmaterials, noch zu einer anerkannten Methodik des chinesischen Studiums, geschweige denn zu kritischer Sicherheit gegenüber den Quellen, bekannten wie unbekanntem, gelangt sei.

Was wir demnach bisher von China wissen, ist nicht sehr viel mehr, als daß die Geschichte unserer Erkenntnis Chinas die Geschichte der Anwendung unserer historischen Methode auf die chinesischen Geschichtsquellen sein wird. Das chinesische Wesen werden wir nicht eher begreifen, als bis wir die chinesische Geschichte kennen. Was aber wissen wir bisher von dieser? Ungefähr das, was die Chinesen selbst von ihr wissen, und das ist sehr wenig. Die Chinesen haben freilich eine Art Geschichtschreibung, deren Anfänge sich unter tastenden, elementar-kritischen Versuchen in einem merkwürdigen Gemisch von Sage, Mythos bewegen, aber jenen rein annalistisch gehaltenen oder nach „Dynastien“ rechnenden Aufzeichnungen fehlt beinahe durchweg jede Idee von einer pragmatischen Darstellung des Geschehens, und für die geistige und allgemeine Kulturgeschichte ist ihnen direkt gleichfalls nur wenig zu entnehmen. So stehen wir also vor China, sobald wir versuchen, sein Wesen zu begreifen, als vor der Fülle des Unbekannten, und diese Einsicht hat derjenige, der zum ersten Male in das Land kommt um so energischer und überzeugter zu vertreten, je ältere und

wissenschaftlich durchgebildete Sinologen ihn belehren; ja es gilt bei solchen geradezu als ein Erfahrungsaxiom, daß es eines jahrelangen Aufenthalts und Studiums in China bedürfe, um vor allen Dingen erst zu erfassen, wie groß, wie schwierig und wie fremdartig das Problem der chinesischen Kultur in Wirklichkeit sei. „Wer drei Monate in China gewesen ist, der glaubt, nun könne er ein Buch über chinesische Dinge schreiben. Nach zwei oder drei Jahren findet er aber, daß es zum Bücherschreiben doch noch einiger Studien bedürfe, und nach 25 Jahren verzweifelt er daran, dem Stoff je gerecht zu werden.“ Das ist die gewöhnliche Rede bei den „alten Chinesen“, und wenn auch ein Stück von dieser Resignation mitunter mehr der mit den Jahren zunehmenden inneren Angleichung an das östliche Wesen, als dem kategorischen Imperativ kritischer Selbstbesinnung zuzuschreiben sein wird, so bleibt doch sicher auch viel Wahrheit in dem Wort bestehen.

Chinesische Kultur! Sind die Chinesen ein Kulturvolk im eigentlichen und tieferen Sinne? Was ist chinesische Kultur? Worin unterscheidet sie sich von der westlichen? Welche konstitutiven Merkmale hat sie mit der unsrigen gemeinsam? Welche Methoden des Verständnisses erfordert sie? Gibt es Möglichkeiten gegenseitiger tieferdringender Befruchtung?

Wer zum ersten Male nach China kommt und sich für die Verhältnisse zu interessieren anfängt, wird nach den äußeren Eindrücken, die er erhält, kaum geneigt sein, sich eine sehr positive Vorstellung von Chinas heutiger Kultur oktroyieren zu lassen. Das gilt sowohl von dem äußeren Bilde chinesischen Wesens, von den Städte- und Architekturbildern, dem Straßenleben, den zunächst ins Auge fallenden Sitten und Gewohnheiten, von den Verkehrs- und Transportmitteln usw., als auch von dem geistigen Milieu des durchschnittlichen Chinesentums — so viel man bei einigem Bemühen davon zu merken bekommt. Auch wer noch so bereitwillig ist, von vornherein alles Mögliche auf Rechnung der fremden Art schreiben zu lassen, die darum, weil sie anders ist, ja noch nicht an sich minderwertig zu sein braucht, wird doch oft nicht umhinkönnen, im ganzen wie im einzelnen die chinesische Kultur als „barbarisch“ im objektiven Sinne zu empfinden. Das soll nicht heißen, daß es an ausgebildeten, festen, oft reich entwickelten und sinnvollen Formen fehlt, noch viel weniger an einem bestimmten Stil, an technischen Fertigkeiten, an allgemeiner geistiger Fähigkeit oder an einheitlichem kulturellen Selbstbewußtsein. Auch die Begriffe von schön und unschön mögen,

weil teilweise dem subjektiven Empfinden anheimgegeben, ganz aus dem Spiel bleiben. — Es fehlt aber diesem ganzen Getriebe in der Gegenwart an einem Ferment für die spontane geistige und materielle Weiterentwicklung von innen heraus. Die chinesische Kultur von heute ist barbarisch in ähnlichem Sinne, wie die eigentliche islamische Kultur barbarisch ist und wie auch die Kultur des mittelalterlichen Europa starke und tiefe barbarische Züge an sich trug: sie alle kennen keine Forschung, keine Wissenschaft, die ihre Norm außerhalb des Ueberlieferten und Statutarischen trüge. Damit fehlt ihnen gleichzeitig das intellektuelle und das intelligible Kulturprinzip, wie das klassische Altertum es besessen hat und wie wir Abendländer es wieder besitzen.

So heute. Aber — sagt die Sinologie — selbst zugegeben, daß man die chinesische Kultur in der Gegenwart auf diese Weise charakterisieren kann, so haben wir als Ausgangspunkt des Studiums über China doch auf jeden Fall die Tatsache zu nehmen: China und die chinesische Kultur sind seit Jahrhunderten in einer Periode fortschreitenden Verfalls begriffen, und gegenwärtig ist ein solcher Tiefstand eingetreten, daß wir weit in der chinesischen Geschichte zurückgehen müssen, um von einem vergleichbaren Zeitalter zu hören. In der Tat: es ist überraschend und erschütternd, diese Tatsache des Sturzes der alten Kultur im fernen Osten sich zu vergegenwärtigen, einer Kultur, zu deren Höhe das heutige China sich vielleicht verhält, wie das karolingische zum augusteischen Europa.

Zu den bedeutungsvollen Marksteinen innerhalb der Entwicklungsgeschichte unserer historischen Erkenntnis wird das zukünftige Urteil die Forschungen des Herausgebers dieser Jahrbücher über die Ursachen des Untergangs des römischen Heerwesens und der antiken Kulturwelt zu rechnen haben. Es sei kurz daran erinnert, worum es sich handelte. Das Altertum war in seiner Geldwirtschaft nicht auf das System des Verkehrs in Kreditwertzeichen gekommen, sondern kannte im wesentlichen nur Hartgeld. Während des dritten und vierten Jahrhunderts nach Christus muß im Gebiet des römischen Reichs eine so weitgehende Erschöpfung der bis dahin ausgebeuteten natürlichen Vorräte von Edelmetall eingetreten sein, daß das bestehende Finanz- und Wirtschaftssystem sich nicht mehr aufrechterhalten ließ, vielmehr statt dessen in steigendem Maße ein Rückgang zur Naturalwirtschaft stattfand. Verschärft wurde diese mit unwiderstehlichem Druck heraufziehende Krisis noch dadurch, daß fortgesetzt Edelmetall aus dem Wirtschaftsgebiet des römischen Reiches

in den Orient abfloß für Seide, Gewürze, Aromata und andere Luxuswaren, während der Orient seinerseits im römischen Reich wenig kaufte. Diese passive Zahlungsbilanz des Reichs und die Erschöpfung der Bergwerke in Spanien, Thrazien, Kleinasien usw. trafen zusammen, um eine Umwälzung des Wirtschaftslebens der alten Welt in der Zeit etwa zwischen Alexander Severus und Constantin herbeizuführen. Aus der ökonomischen Krisis entwickelte sich notwendig die politisch-militärische Katastrophe des Staates, weil es bei dem eintretenden Mangel an Varmitteln nicht mehr möglich war, die römische Heeresverfassung: das System der Reichs- und Grenzverteidigung durch eine große stehende Armee von bar besoldeten Berufssoldaten, aufrecht zu erhalten. Wie diese Verhältnisse im einzelnen in der allmählichen Aenderung des römischen Militärsystems zum Ausdruck kamen, gehört nicht hierher; es wird genügen, darauf hinzuweisen, daß als die entscheidende Folge der eintretenden qualitativen und quantitativen Verschlechterung des Heerwesens die endgültige Durchbrechung der Grenzen und die Zertrümmerung des Reichs durch die Barbaren sich ergab. Daß dieser Zusammenbruch des Bestehenden eintrat, wäre an sich nicht notwendig eine Folge der sich vollziehenden wirtschaftlichen Strukturveränderung gewesen. Hätte nicht außerdem der Druck der Barbaren auf die Grenzen bestanden und hätten jene nicht die schwächer werdende Verteidigung überrannt, so würden wir vielleicht in der griechisch-römischen Welt um das Mittelmeer einen ähnlichen allmählichen Niedergang der materiellen und geistigen Kultur, ohne Auflösung oder radikale Zerstörung der politischen Grenzen, aber auch mit dem schließlichen Ergebnis einer starken Barbarisierung der Lebensformen beobachten können, wie er in China während der letzten Jahrhunderte stattgefunden hat. Ob hierfür ähnliche oder andere Gründe maßgebend waren, bleibe vorläufig dahingestellt.

In der Tat gewährt eine solche Annahme den Schlüssel zu vielen sonst nicht verständlichen Besonderheiten des heutigen chinesischen Lebens, in dem Züge des feinsten geistigen Differenzierungsvermögens und echter Lebensart als das freilich kaum mehr erworbene, sondern nur noch traditionell überkommene Erbe einer früheren positiven Kulturepoche neben breit ergossenen Einbrüchen eines krassen Barbarismus und neben Gebieten einer sonst schwer begreiflichen geistigen Verödung sich finden. Aber auch abgesehen hiervon werden wir uns vergeblich um das Verständnis Chinas be-

mühen, wenn wir uns nicht vor Augen halten, wo die Analogien zu seinem Wesen zu suchen sind: nicht in irgendwelchen modernen oder mittelalterlichen Verhältnissen, mit denen unser heutiges Leben noch in einem populären — sei es positiv, sei es gegensätzlich gearteten — Konnex der Vorstellungen steht, sondern in der antiken Geschichtsperiode, die nur auf dem Wege des historisch-methodologischen Studiums reproduzierbar ist. China ist ein durch und durch, man möchte sagen in jeder Faser seines Wesens antiker Staat. Wer auf der Mauer von Peking steht, der sieht die Mauern von Babylon in Wahrheit vor sich; wer die chinesische Staatsverfassung und Verwaltung studiert, dem wird das Reich des Darius lebendig; wer versucht, in die Naturauffassung der Chinesen einzudringen, der findet sich plötzlich bei Pythagoras und den alten jonischen Philosophen. Diese Erkenntnis, daß wir in China ein ungeheures Stück lebendig gebliebenes Altertum vor uns haben, das in vielen Dingen aufhört, uns fremd zu sein, so bald wir erst die Vergleichspunkte zeitlich und örtlich in die richtige Distanz bringen, vermehrt und vertieft sich noch, so bald wir versuchen, die Ausprägung der chinesischen Geisteskultur während ihrer klassischen Blütezeit in ihrem Verständnis und ihrer Definition des politischen, sozialen, ethischen und religiösen Wesens uns zu verdeutlichen.

Wenn wir unseren vorläufigen Standpunkt zur Orientierung in den Problemen der Kulturentwicklung Chinas im Zeitalter des Confucius, im 6. Jahrhundert v. Chr., nehmen, so stoßen wir von vornherein auf die bedeutsame Tatsache, daß ein Mann von der überragenden geistigen Bedeutung des Confucius das Große und Gute nicht so sehr nach der Art des prophetischen Genius in intuitiver Produktion aus dem eigenen göttlich erfüllten Geiste heraus seinen Zeitgenossen vor Augen stellte, sondern vielmehr auf die bessere und größere Vergangenheit zurückwies, die für ihn zeugte. Diese Vergangenheit sah Confucius keineswegs im unbestimmten Dämmererschein eines halb mythischen goldenen Zeitalters. Im Gegenteil: sie war für ihn ein reicher und bewegter, im Licht bestimmter Ueberlieferungen daliegender Geschichtsabschnitt, der sich über lange Jahrhunderte hin erstreckte, dessen Helden, Ereignisse und Institutionen jederzeit für das lebendige Verständnis der Gegenwart wieder wachgerufen und fruchtbar gemacht werden konnten. Confucius war Historiker und seine Weltanschauung ist eine historische — in dem Sinne wie das Altertum bis auf Thukydides und die Neuzeit bis auf Ranke „historisch“ zu denken

und zu urteilen gewohnt waren. Er weist auf die Vergangenheit des Reichs zurück, wie die Reformation auf die alte Kirche oder Cato auf das klassische Zeitalter der Republik, nur mit dem Unterschied, daß für ihn nicht nur das religiöse oder politische, sondern auch das sittlich-kulturelle Ideal in der Vorzeit in höherem Sinne verwirklicht gewesen war, als in seiner Gegenwart. Mit dieser These hat er, soweit wir zu sehen vermögen, recht gehabt. Allerdings muß festgehalten werden, daß weder das China des Confucius noch vollends das der alten Dynastien seinem äußeren Umfange und Schwergewicht nach das China von heute war. Noch zu Confucius' Zeit lag das chinesische Reich oder vielmehr die Menge der großen und kleinen Feudalterritorien, in die der Staat damals aufgelöst war, im wesentlichen nördlich des Jangtse, und nicht nur im Süden des großen Stroms begann eine andere, von den Chinesen erst später eroberte und kolonisierte Völkerwelt, sondern auch in den nördlichen Kernprovinzen des Reichs, im heutigen Schantung, Tschili, Schansi und Honan, werden im 7. und 8. Jahrhundert noch zahlreiche — wenn auch unterworfen — Barbarenstämme genannt. Die chinesische Kultur hat also ihre klassische Anfangsblüte innerhalb solcher räumlichen Voraussetzungen erreicht, die noch einigermaßen vergleichbar mit dem territorialen Ausmaß der ursprünglichen Kulturgebiete des Westens sind. Dabei kann als zugegeben betrachtet werden, daß ihre Herkunft von Westen ist. Mag auch die moderne Sinologie im einzelnen an Richthofens berühmter Einleitung zum 1. Bande von „China“ Kritik üben — Richthofens fundamentale These, die Vorfahren des Volks, das den Grundbestandteil der jetzigen Chinesen ausmacht, seien von Westen her, d. h. zunächst aus dem Tarimbecken, durch die Passagetäler jenseits Lantschafu ins Weißtal vorgeedrungen und von dort ins eigentliche Hoanghogegebiet, ist heute gesicherter als je, und damit kann es — beiläufig — auch nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden, wann die weitere geographisch-historische und archäologische Forschung den Nachweis des Urzusammenhanges zwischen der chinesischen und der vorderasiatischen Kultur wird erbringen können.

Indes von dem Problem des Ursprungs der chinesischen Kultur kann hier nicht weiter gehandelt werden. Was bemerkt werden muß, ist aber ihre Bedingtheit durch die besondere, von den physikalischen Verhältnissen Vorderasiens weit abweichende äußere Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie erwuchs. Die Eigenart

der geographischen Voraussetzungen hat sich von Anfang an bis auf den heutigen Tag in dem chinesischen Wesen, wenn auch auf andere Weise, so doch ebenso scharf zum Ausdruck gebracht, wie bei den westlichen Völkern und Staatenbildungen. Als die Protochinesen aus dem abflußlosen Innerasien den Weg in die ersten zum Ozean entwässerten, klimatisch bereits durch die Monsunausläufer bestimmten Täler des Hoanghohsystems gefunden hatten, da müssen sie eine vollkommene Veränderung ihrer bisherigen Lebens- und Kulturform durchgemacht haben. Wo auch ihre ursprünglichen Sitze gewesen sein mögen — es kann sich immer nur um ein Leben gehandelt haben, wie es die Armut des inneren Asiens und seiner Randlandschaften an fließendem Wasser und an jahreszeitlichem Regenfall, und wie es die Kleinheit des dort bewässerbaren Ackerlandes im Vergleich zur wasserlosen Wüste und zur Weidesteppe erzeugen mußte. Ganz Turan und Iran sind solche Daseisländer; auch das Sareffschantal und das Land am Unterlauf des Euphrat und Tigris sind nur umfangreicher bewässerbare Dasein innerhalb räumlich viel ausgedehnterer kulturunfähiger Gebiete. Das neue Land aber gab den Ankömmlingen in unendlicher Ausdehnung, sie mochten so weit vordringen wie sie wollten, bis an den Ozean, die Möglichkeit, ununterbrochenen Acker zu pflügen, den der Regen tränkte. Wahrscheinlich ist damals nicht nur das Gebirgsland von Nordchina, sondern auch die ganze große chinesische Ebene Wald gewesen, der dem Vordringen der Einwanderer zum Opfer fiel. Das erste, was bei ihnen unter diesen veränderten Verhältnissen vor sich gehen mußte, war eine ungeheure, unaufhaltsame, beispiellose Vermehrung der Menschenzahl. In den Daseinengebieten und Weidesteppen der westlichen Länder waren dem natürlichen Bevölkerungszuwachs durch die physikalischen Existenzbedingungen hier etwas weitere, dort engere, stets aber noch absehbare und auf die Dauer nicht zu überschreitende Grenzen gesetzt. Kann man sich nun wohl einen tiefer und kräftiger auf die Herausbildung eines besonderen nationalen Wesens einwirkenden Faktor denken, als die hieraus folgende weitgehende Ausschaltung des kriegerischen und politischen Kampfes ums Dasein und des Ringens mit der Natur um Acker und Brot? Nicht als ob wir uns bei derartigen Verhältnissen gar keine Kämpfe denken könnten, sei es der Einwanderer unter einander, sei es mit irgendwelchen Urbewohnern! Auch die anscheinend unbegrenzte Selbstdarbietung der Natur muß natürlich *cum grano salis* verstanden werden. Aber in jedem Falle wird doch der Unterschied

in der charakterbildenden Einwirkung von Land, Klima, Zwang zum Existenzkampf hier auf die Vorfahren der Chinesen, dort auf die Inner- und Westasien bewohnenden Völker hoch zu veranschlagen sein. Nichts ist darum bezeichnender für diese so ganz andere Art der Anfänge chinesischer Entwicklung, als daß die Chinesen keine Göttermythén und keine Heroensagen gleich denen der Arier und Semiten besitzen; ihre vorgeschichtlichen Heroen sind Friedenshelden, die den Menschen das Feuer bringen, sie den Hausbau und die Feldbestellung, die Getreidearten und den Fischfang kennen lehren, die Schriftzeichen erfinden, Marktweisen und Handelsverkehr ins Leben rufen, und derartiges mehr. Es ist hier nicht der Ort, unter diesem Gesichtspunkt die Verschiedenheit des chinesischen und des vorderasiatisch-europäischen Volkstums im einzelnen zu untersuchen, aber sicher würden sich dabei interessante Aufschlüsse ergeben. Jenes hat sich gebildet in der relativ unblutigen Eroberung der Flußtäler und der großen Ebene des heutigen Nordchina durch die rodende Art und den Pflug des Ackerbauers. Es ist wahrscheinlich, daß untergegangene urreinheimische Stämme schon vor den einwandernden Chinesen dort saßen, aber eine besondere Widerstandskraft werden sie ebensowenig besessen haben, wie die anderen primitiven Waldvölker in Nord- und Ostasien, die uns späterhin geschichtlich bekannt geworden sind. In Westasien, in Turan, Iran und dem alten euphratensischen Kulturgebiet, aber auch in Indien und in den großen Steppenländern jenseits des Taryartes, des Kaspischen und des Schwarzen Meeres — dort war in Wirklichkeit der Kampf der Vater der Dinge. Vom Gilgameschepos über Genesis und Richter, über das Mahabharata, über Homer und Firdusis Königsbuch bis zu den Nibelungen hallt die Welt wieder von Schwertgeklirr und Kampfgesang auf und über der Erde. Chinas Kriegsläufe aber fangen, soweit zu sehen, erst in den Zeiten an, über die schon die Geschichtsbücher des Reichs berichten, und sie haben keine Epen und Schlachtenlieder gezeitigt, sondern nur einen mageren Platz in trockenen Chroniken bekommen.

Wie stark und wie tief diese Vorgeschichte des heutigen chinesischen Volks, die ungezählte Jahrhunderte hindurch wahrscheinlich nur das eine Wort zum Inhalte hatte: seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde! in der Schöpfung der späteren chinesischen Geisteswelt sich ausgewirkt hat, das ermessen wir erst, wenn wir sehen, wie vom Beginn der historischen Zeit Chinas bis auf den heutigen Tag die Familie als sozial-religiöses Prinzip das

Leben der Chinesen beherrscht. Vielleicht hat der Ahnenkult in der Form des sogenannten Animismus, wie bei vielen primitiven Völkern, so auch bei den Urchinesen, bereits eine Rolle in ihrer religiösen Vorstellungswelt gespielt. Dafür aber, daß er in China das tragende Fundament, nicht nur des populären Religionsbewußtseins, sondern auch der philosophischen Ethik der Gebildeten und dadurch der offiziellen Staatsreligion wurde, ist schwerlich etwas anderes die Veranlassung gewesen, als der elementare Verlauf der Urbarmachung eines gewaltigen, durch seinen regelmäßigen Regenfall ohne weiteres anbaufähig gemachten Areal.

Die friedliche Beschäftigung des Ackerbaus ist für China in praktisch-sozialer und ökonomischer Beziehung wie in der idealen Schätzung des Empfindens bis auf den heutigen Tag das Rassenideal schlechthin geblieben, denn alles, was an Regierung und sonstigen Institutionen und Ständen vorhanden ist, hat im Grunde nur den Zweck, den Anbau des Ackers, das Wachstum der Feldfrucht und das Wohl des Landmanns zu fördern. Um Acker und Ernte dreht sich in China das Leben der Nation, und weil für den Chinesen die Scholle alles ist, darum ist sein Familiengefühl seine Religion geworden. Man darf sich durch die Tatsache, daß in neuerer Zeit wegen der Uebervölkerung mancher Teile Chinas nicht nur eine vorübergehende Abwanderung, sondern auch wirkliche Auswanderung stattfindet, nicht daran irre machen lassen, daß der Chinese als solcher der Typus des bodenständigen Ackerbauers gewesen und geblieben ist, und es konnte nichts geben, was geeigneter war, einen ursprünglichen Animismus so zu konservieren und zu der bis heute aufrechterhaltenen Form des Ahnendienstes zu entwickeln, wie das naturhafte Zusammenwachsen der chinesischen Familie mit ihrem Acker. Keine Art von dauernder menschlicher Beschäftigung ist in dem Grade familienbildend und erhaltend, wie die primitiv agrarische Naturalwirtschaft der chinesischen Bauern mit ihrer absoluten Bedingtheit durch die kostenlose Verfügbarkeit jedes Hausangehörigen, vom zarten Kindesalter an, für den seinen Kräften entsprechenden Anteil an der Herstellung des Lebensunterhalts, und durch die entsprechend durchgeführte materielle Arbeitsteilung in Feld, Haus und Hof. Dem entspricht es auch, wenn die übrigen Elemente der chinesischen Volks- wie der Staatsreligion (der Buddhismus, der in China ein importiertes und degeneriertes Gewächs ist, gehört natürlich nicht hierher), soweit sie nicht in direktem Zusammenhang mit dem Ahnendienst oder Familienkultus stehen,

gleichfalls eine durch und durch agrarisch-patriarchalische Konstitution haben: so die Feld- und Regengottheiten samt den übrigen terrestrischen und atmosphärischen Gewalten, und schließlich auch der eigentümliche, schwer zu fassende und zu beschreibende Begriff des „Himmels“ selbst.

Auf diese ganze Religions- und Geisteswelt trifft jene weiter oben gegebene Charakteristik als des nach Art und Wesen nur dem Begriff der Antike adäquaten Daseins ebenso sehr zu, wie auf die Formen, in denen sich Wirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege, Wissenschaft und soziales Denken von Anbeginn bis auf den heutigen Tag in China bewegt haben. Daran haben auch die vielen äußeren und inneren Erschütterungen nichts geändert, die das Land im Lauf der vier Jahrtausende, während deren wir seine Geschichte verfolgen können, durchgemacht hat. Nichts wäre verkehrter, als sich China seit Vorzeiten in einem äußeren Beharrungszustande befindlich vorzustellen. China hat etwa in der Mitte seiner bisherigen Geschichte den tiefgreifenden Uebergang vom Lehns- und Feudalwesen zur absolutistisch-patriarchalischen Beamtenregierung erlebt; es ist Jahrtausende lang abwechselnd in ein großes Staatswesen eingetreten und wieder in eine Menge von Teilherrschaften aufgelöst gewesen; es hat Zeiten des nationalen Aufschwungs und der Fremdherrschaft gesehen, hat sich der Nomadenwelt im Osten und Norden abwechselnd mit Glück erwehrt und ist dann wieder eine Beute der Hochasiaten geworden; es hat in der Wissenschaft und den Künsten des Friedens eine lange Entwicklung erlebt, hat in ihnen geblüht und ist in Verfall gesunken — aber nie sind dabei in den Mutterboden seiner Zivilisation Keime gesenkt worden, die empormachend und sich ausbreitend eine wesenhafte Veränderung seiner inneren Struktur angebahnt und eine innere Krisis über das historisch fest gewordene Wesen dieses Volkstums heraufgeführt hätten. Für den Westen bezeichnen die Epochen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit jedesmal eine prinzipiell andersartige Orientierung des Menschen gegenüber den Fragen der Natur- wie denen der Geisteswelt, mit allen daraus entspringenden Folgeerscheinungen auf dem Gebiet der Religion, der Moral, der Politik, des Wirtschaftslebens, und der sozialen Daseinsform. Das ist es, was dem chinesischen Volke bisher fremd gewesen ist — und die Tatsache, daß es sich jetzt zum ersten Male sehenden Auges und mit überwältigender Plötzlichkeit für sein subjektives Empfinden in das ungeheure Erlebnis einer elementar herandrängenden zwangsweisen

Umwertung seiner alten Kulturwerte hineingeschleudert sieht: das ist es, was wir das Chinesische Problem genannt und was wir als eine der großen konstitutiven Umwälzungen der Weltgeschichte bezeichnet haben. Vor der Macht des Neuen, das China jetzt bevorsteht, werden die alte chinesische Religion, der Familienglaube, die Philosophie, die Naturanschauung, die Staats- und Gesellschaftsverfassung, wird mit einem Wort der ganze, wenn auch in der Gegenwart verarmte, so doch alte und einheitliche Kulturbesitz Chinas in eine Erschütterung geraten, deren Ausgang und deren Folgen bei den Dimensionen, die der jetzt eben sich entspinnde Prozeß annehmen wird, noch für niemanden überschaubar sind. Je mehr es den Chinesen gelingt, das Neue an das Alte zu knüpfen und eins mit dem andern innerlich durch organisch einwachsende Uebergangsformen zu verbinden, desto mehr dürfen nicht nur sie, sondern auch wir hoffen, daß die Krise nicht zur Katastrophe wird. Für die abendländisch-christliche Kultur und die autonom-imperativische Idee des Christentums handelt es sich dabei um ein Großes: zu sehen und zu begreifen, was ein mächtiger historischer Moment — der größte, seit zum erstenmal von Jesus in griechischer Sprache gepredigt wurde — bietet und fordert.

* * *

Chinas äußeres und inneres Verhältnis zu der übrigen Welt ist von Anbeginn an bis auf unsere Tage vor allen Dingen durch seine wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit und durch seine geographische und vollkommene Massenhaftigkeit bestimmt gewesen. Das eine bewahrte es vor der Nötigung, fremdem Wesen von selber sich zu öffnen, und das andere ließ die zufällig oder gewaltsam hineingelangten Fremdlinge alsbald spurlos im Chinesischen sich auflösen und vergehen. Ein etwas anderes Schicksal hat nur, wenn man will, der Buddhismus gehabt. Von ihm ist gesagt worden, China sei nicht buddhistisch, sondern der Buddhismus sei in China chinesisch geworden. Mag man die Sache nun so oder anders ausdrücken — in keinem Falle hat sich das chinesische Wesen unter dem Einfluß des Buddhatums merklich verändert. Man muß sich seine Bedeutung in China ähnlich vorstellen, wie die des Christentums im römischen Reich vor seiner Anerkennung als öffentliche Religion. Die Regierung hat den Buddhismus jahrhundertlang abwechselnd verfolgt und begünstigt, geduldet und beschränkt; die Buddhisten sind aber insoweit durch-

gedrungen, wie die Christen unter Konstantin, und daher hat der Buddhismus auch in China allmählich dasselbe Schicksal erlitten, von dem das Christentum wahrscheinlich ereilt worden wäre, wenn es nicht vermocht hätte, sich dem römischen Staat aufzuzwingen: die vollständige Paganisierung, innerhalb deren sich als letztes geistiges Ferment höchstens noch eine gewisse sektenbildende Kraft erhalten hat. Die zweite, größere Möglichkeit einer starken geistigen Beeinflussung von außen her bestand für China vom 17. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts infolge der Zulassung der Jesuiten durch die letzten Herrscher der Mingdynastie und die ersten Mandschukaiser. Es ist im wesentlichen doch wohl die Kurzsichtigkeit der Päpste und der römischen Propaganda fidei gewesen, die durch den jesuitenfeindlichen Entscheid in der Frage, ob das Ritual der Ahnenverehrung als eine bürgerliche oder eine religiöse Übung anzusehen sei, die Möglichkeit der tatsächlichen Konvertierung eines Kaisers und damit der Proklamierung des katholischen Christentums zur öffentlichen Religion in einem bereits hoffnungsvollen Stadium kurzerhand abschneidet.

Schon im Zeitalter der Mingdynastie, des letzten nationalen Herrscherhauses, das China gehabt hat (1368—1644), erblickt die sinologische Forschung gewisse Spuren des beginnenden Niedergangs der Kultur, obwohl äußerlich, zumal im 15. Jahrhundert, die Machtstellung und der Einfluß Chinas nach Süden und Westen vielleicht größer waren, als je zuvor. Die zweite Hälfte der Mingzeit ist aber angefüllt mit fortwährenden, zum Teil wenig glücklichen Mongolenkriegen — wie denn auch erst aus jener Periode das großartige Gimesssystem der chinesischen Mauer in ihrer jetzigen Gestalt hervührt. Die Eroberung Chinas durch die Mandschus führte in materieller und politischer Beziehung noch einmal eine Zeit des Glanzes herauf, während dessen wir zum erstenmal seit Marco Polo wieder genaueres über China durch die Jesuiten und einiges auch durch europäische Gesandtschaften und Kaufleute hören. China unter der Regierung der beiden großen Mandschukaiser Kang hsi (1662—1722) und Kien lung (1736—1795) hat den Europäern, die damals das Land kennen lernten, kaum weniger imponiert, als fünfhundert Jahre früher das Reich Kublai Chans dem Venetianer, an dessen Erzählungen man sich manchmal bei dem englischen Gesandtschaftsbericht Lord Macartneys (1793) erinnert fühlt. Fast unmittelbar nach dem Tode Kien lungs ist dann mit einem Male die Verfallperiode offensichtlich, und der furchtbare Taipingaufstand,

Chinas dreißigjähriger Krieg (1850—1864), dem Muhammedaner-
aufstände in Sünnan und im Nordosten folgten, haben dann mit
der zeitweiligen Verödung und Verarmung der Hälfte des Reichs
das Zeitalter des Niedergangs und der Barbarisierung des alten
China auf die Höhe gebracht.

Angesichts einer so auffallenden Erscheinung, wie der Verfall der
chinesischen Kultur zum mindesten nach der Mitte der Mandschuzeit
sie ausmacht, erhebt sich natürlich die Frage nach ihren nachweis-
baren oder mutmaßlichen wirtschaftlichen Ursachen. Daß solche
vorhanden sein müssen, liegt in der Natur der Dinge begründet —
aber es wird kaum möglich sein, mit den Mitteln unserer gegen-
wärtigen Kenntnis der chinesischen Wirtschaftsgeschichte, sei es auch
nur der letzten Jahrhunderte, eine exakte Antwort zu geben. Die
Frage nach der Kultur eines Landes ist zugleich immer die nach
seinem Wohlstand, und zwar nicht nur im bloß naturalwirtschaft-
lichen Sinne, sondern auch bezüglich der Menge der baren Um-
laufmittel. Länder mit reiner oder sehr stark überwiegender
Naturalwirtschaft können effektiven Ueberfluß an allen primitiven
Lebensnotwendigkeiten haben — aber keine höhere Kultur. Gerade
das bereits erwähnte Beispiel des kulturellen Niedergangs im
römischen Reiche infolge der eintretenden Knappheit an Edelmetall
ist hier lehrreich. Wenn wir nun sehen, wie zu Marco Polos Zeit
die chinesische Kultur sehr hoch steht, so begreifen wir das leicht als
eine Folge des damaligen Einströmens relativ großer Barmittel
durch den blühenden und vorteilhaften Handelsverkehr der Chinesen
und bis zu einem gewissen Grade wohl auch durch Tribute und
Kriegsbeute. China muß etwa vom 13. bis zum 15. oder 16. Jahr-
hundert eine glänzende Zahlungsbilanz im Güteraustausch mit dem
Süden und Westen gehabt haben, und während dieser Zeit wird
sich ein im Verhältnis zu der damals wohl noch etwas geringeren
Gesamt-Volkszahl bedeutender Vorrat an Edelmetall im Lande an-
gesammelt haben. Etwas ähnliches sehen wir im 16. Jahrhundert
infolge des starken durchgehenden Handelsverkehrs in Persien. Vor-
aussetzung für eine solche wirtschaftliche Blüte ist aber nicht allein
die vorteilhafte Marktlage, sondern es gehört dazu vor allen Dingen
auch noch die dauernde Sicherung der Verkehrs- und Handelsver-
hältnisse durch eine nach innen und außen starke Staatsgewalt.
Unter der Mongolenherrschaft wie unter der Mingdynastie war dies
Ideal zeitweilig, so namentlich unter Kublai Chan und den ersten
Mingkaisern, verwirklicht, aber doch nicht auf die Dauer, und da

vom 16. Jahrhundert ab (teils unter dem Einfluß des Erscheinens der Europäer im Indischen Ozean, teils infolge der politischen Veränderungen im Westen und Südwesten) gleichzeitig die Handelsverhältnisse sich änderten und die Stabilität der politischen Verhältnisse im Innern wieder schwächer wurde, so konnte das auf den allgemeinen Kulturstand Chinas nicht ohne Wirkung bleiben. Unter den Mandschus hat das Reich dann von der Mitte des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, soviel wir sahen, größere Ruhe nach außen und innen und eine festere Verwaltung gehabt, als je seit Kublai Chan, wenn es auch an gelegentlichen Aufständen und namentlich an kriegerischen Unternehmungen nach außen (Kien lung unterwarf Ostturkestan, Birma, Annam und Nepal) nicht fehlte. Es wird gesagt, daß diese expansive auswärtige Politik dazu beigetragen habe, die Staatsfinanzen zu beeinträchtigen, daß schon unter Kien lung Steuererhöhungen notwendig geworden seien usw., und daß dann die Aufstände unter der folgenden schwachen Regierung des Kaisers Kia king die Lage wirtschaftlich wie politisch weiter verschlechtert hätten.*) Das mag, äußerlich betrachtet, richtig sein, aber die eigentlichen Gründe für die rasche und auffallende Verschlechterung der Finanzen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts müssen doch wohl tiefer liegen. Am krasssten tritt der Niedergang der wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse gegen früher darin zutage, daß sich die Regierung unter dem Kaiser Tao kuang (1821 bis 1850) genötigt sah, zu dem, auch früher in schlechten Zeiten angewandten, verzweifelten Finanzmittel des Verkaufs der Staats- und Verwaltungsstellen zu greifen. Dieser Aemterverkauf besteht namentlich für die unteren und mittleren Beamtenstellen noch heutigen Tages im weitesten Umfange und bildet tatsächlich einen unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu entbehrenden Faktor der öffentlichen Einnahmen — wiewohl ein großer Teil der gezahlten Summen gar nicht bis in die Kassen der Regierung zu gelangen pflegt. Auch der Taipingaufstand, der das Land schließlich am ärgsten heruntergebracht hat, ist selbst erst als eine Folge der seit Kien lung rapide eingetretenen Verschlechterung der Verwaltung, die ihrerseits wieder auf die finanziellen Nöte der Regierung zurückgeht, anzusehen. Man kann verschiedenes zur Erklärung dieses ganzen Wechsels der Verhältnisse anführen, ohne doch den Eindruck zu haben, daß damit die Wurzel des Problems bloßgelegt ist. Die

*) v. Brandt, Geschichte Chinas in Helmolts Weltgeschichte, Bd. 2, S. 103/4.

Chinesen pflegen hauptsächlich auf zwei Gründe für die Verschlechterung der Wirtschaftsbilanz ihres Landes im 19. Jahrhundert hinzuweisen: auf die Summen, die zur Bezahlung der aufgezwungenen Opiumeinfuhr (schon vor dem Opiumkriege von 1840 war die Einfuhr von indischem Opium sehr beträchtlich) nach Indien gingen, und auf die wirtschaftlich unproduktiven, ebenfalls einen starken Abfluß von Bargeld bedingenden Ankäufe der Regierung an Waffen und Kriegsmaterial, Gewehren, Geschützen, Munition, Kriegsschiffen usw. in Europa. Es ist richtig, daß hiermit zuerst die vollkommene wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit Chinas durchbrochen worden ist, und man kann wohl auch hinzufügen, daß es in noch höherem Grade als Opium und Waffen die englischen und indischen Baumwollgarne und Gewebe gewesen sind, die sich den chinesischen Markt eroberten. Dem steht aber auch eine starke Vermehrung der chinesischen Ausfuhr gegenüber. Gegenwärtig ist nach dem Urteil führender Persönlichkeiten des ostasiatischen Wirtschaftslebens die Zahlungsbilanz Chinas trotz der bedeutenden Ersparnisse, die von den Chinesen außerhalb Chinas nach Hause geschickt und in die Heimat zurückgebracht werden, eine ausgesprochen ungünstige, und es ist nicht eher Aussicht vorhanden, daß sie besser wird, als bis die Aufschließung des Landes durch den Eisenbahnbau und die Zugänglichmachung seiner großen natürlichen Reichtümer für die Weltwirtschaft größere Fortschritte gemacht hat.

Zu einer wirklichen Vorstellung von den inneren Bedingtheiten und Zusammenhängen der chinesischen Wirtschaftsgeschichte bedarf es auf jeden Fall viel tiefer eindringender und viel exakterer Forschungen, als solche bisher angestellt worden sind. Vielleicht wird man dabei gleich anfangs von einer Tatsache, die tief in der ökonomischen Grundstruktur Chinas bedingt liegt und die von jedermann, der nach China kommt, als Erscheinung unmittelbar beobachtet werden kann, auszugehen haben. Wir müssen dabei wiederum bei dem agrarisch-naturalwirtschaftlichen Charakter des Ganzen, in Verbindung mit der großen Volksdichte und der relativ sehr geringen eigenen Ausbeute Chinas an Edelmetallen, anfangen. Dieses verursacht es, daß der Wert des Geldes ein sehr hoher, die Münzeinheit eine sehr kleine, der Edelmetallvorrat unter allen Umständen ein beschränkter und der Effekt von Schwankungen, die, absolut genommen, vielleicht gar nicht besonders groß sind, in der Zahlungsbilanz und dem vorhandenen Bestande an Varmitteln praktisch gleich empfindlich fühlbar werden. Ähnlich muß es auch wirken, wenn

in China, wie überall unter ähnlich gearteten Verhältnissen, das vorhandene Edelmetall, sobald politisch unruhige Zeiten eintreten und die Sicherheit von Handel und Wandel außerdem durch größere Mängel in der Verwaltung beeinträchtigt werden, das Bestreben hat, sofort aus dem Verkehr zu verschwinden und entweder unproduktiv verborgen zu liegen oder sich (wozu die Neigung des wohlhabenden und soliden Chinesen ohnehin groß ist) in Grundbesitz zu verwandeln. Die einzige wirkliche Münze Chinas ist seit alten Zeiten der kupferne Käsch, eine ganz kleine Einheit, von der nominell tausend Stück auf eine Schnur gereicht den sogenannten Tjau (je nach dem Silberkurs etwa innerhalb der Grenzen von ein und zwei Mark schwankend) ausmachen. Silber, gleichgültig ob gemünzt oder ungemünzt, und das viel seltener (in Barrenform) kursierende Gold sind zwar für größere Beträge gleichfalls Zahlungsmittel, aber trotzdem ihrem Wesen nach nicht eigentlich Geld, sondern eine nach dem schwankenden Kurswert und Feingehalt gehandelte Ware. Bei dem naturalwirtschaftlichen System, das durch das ganze Land hindurch herrscht, ist die Menge des baren Geldes, das in der unendlichen Mehrheit der Bevölkerung jährlich durch die Hände des einzelnen geht, eine ganz geringe. In den meisten und wichtigsten Provinzen ist die Bevölkerungsdichte so bedeutend, das Vorwiegen der ackerbaulichen Daseinsgrundlage so entschieden, und dementsprechend die Ausnutzung und Parzellierung des Grund und Bodens, sei es als bäuerlicher Erbbesitz, sei es als Pachtland, so vorgeschritten, daß normalerweise der Ueberschuß der Produktion über den eigenen Verbrauch der Bevölkerung für den direkten Lebensunterhalt nur unbedeutend ist. Dem entspricht auch die, nach westlichem Maße gemessen, geringfügig erscheinende Grundsteuer. Wer von China nur die wenigen großen Handelsplätze an der Küste gesehen hat, in denen sich weitaus das meiste von der Aus- und Einfuhr des ganzen Reichs konzentriert, der wird leicht dazu gelangen, den agrarischen Grundcharakter des chinesischen Wirtschaftslebens zu verkennen. Allerdings ist es richtig, wenn man sagt, der Chineser sei der „geborene Kaufmann“. Auch in den Binnenplätzen, bis in die kleinsten Ortschaften hinein, spielt sich auf den Märkten und in den Kaufläden ein lebhaftes, stetes Handelsgetriebe ab — aber man darf nicht übersehen, wie klein dabei die Umsätze im Vergleich zu der ungeheuren Volksziffer auf dem flachen Lande sind und wie wenig wirkliche Großhandelsplätze es im Innern gegenüber dieser Volksdichte und dem Umfang des Reiches gibt.

Diese innere ökonomische Struktur Chinas muß man sich nicht nur für das Verständnis der chinesischen Kultur- und Wirtschaftsprobleme im allgemeinen vergegenwärtigen, sondern auch für das Verständnis der Verwaltungsorganisation und der politisch-sozialen Denkweise des Chinesen. Vielfach stellt sich der Europäer China als den pedantisch = bürokratisch regierten Beamtenstaat par excellence vor. Er ist dann erstaunt, wenn er nach China kommt und sich die Mühe macht, das Funktionieren des administrativen Apparats etwas zu studieren, mit einem wie geringen Aufwand an staatlichem Beamtenpersonal das Land regiert wird und welche ein Raum von der seit Alters her bestehenden praktischen und nichts weniger als bürokratischen Selbstverwaltung eingenommen wird. Allerdings sind die Autorität und der Einfluß der Regierungsbeamten (der sogenannten Mandarinen) groß, aber die Zahl der Beamten, die auf die einzelnen Verwaltungsbezirke kommen, ist im Vergleich zu den modernen westlichen Staaten verschwindend gering. In ganz China schätzt man die Zahl der wirklichen, mit der Autorität der Zentralgewalt ausgerüsteten Beamten nur auf 25 000 bis 30 000 *) (auf 400–500 Millionen Einwohner!), und selbst wenn es in Wirklichkeit auch noch einige Tausend mehr sein sollten — was will das gegen Verhältnisse, wie wir sie gewohnt sind, sagen?

Ein solches System wird durch die ungeheure Einfachheit der materiellen Verhältnisse Chinas und durch das bewundernswürdige, auf der konsequenten und systematischen Erweiterung des patriarchalisch-religiösen Familienprinzips zur politischen Gesamtordnung beruhende wahrhaft antike Gefühl des Chinesen für die staatlich-soziale Ordnung der Dinge gestattet; es wird aber auch durch die besondere naturalwirtschaftliche Grundlage der ganzen Existenz Chinas kategorisch bedingt. Mit diesen Verhältnissen müssen in China alle Reformideen, mögen sie nun militärischer, administrativer, unterrichtlicher oder sonst welcher Art auch immer sein, einstweilen noch als mit festen Größen rechnen. Es wird für China schwer sein — und die jetzige schlechte Zahlungsbilanz muß die Schwierigkeit verschärfen —, Reformen durchzuführen, die mit erheblichen baren Auslagen verbunden sind.

Wir kehren wieder zu dem Satz von der ursprünglichen ökonomischen Autarkie Chinas zurück und erinnern uns daran, daß China seiner Natur nach eigentlich gar keinen Fremdhandel brauchte

*) v. Samson-Himmeltjerna, die Gelbe Gefahr als Moralproblem, S. 201.

— es sei denn, daß sich durch ihn Gelegenheit zur Vermehrung des Besitzes an Edelmetall bot. Wohl: China brauchte den Fremdhandel nicht — aber der Fremdhandel brauchte China, und vom Beginn der aus der Fremdhandelsfrage sich ergebenden politischen Konflikte Chinas mit dem Westen werden allmählich die Wurzeln aller derjenigen Erscheinungen sichtbar, die sich in unseren Tagen zu dem Gesamtbild des „Chinesischen Problems“ entwickelt haben.

„Bis zur Regierung des Kaisers Tao kuang (1821—1850) war China wohl mit Fremden überhaupt, aber, wenn man die verschiedenen Gesandtschaften der Portugiesen, Spanier, Holländer, Russen und Engländer abrechnet, mit den Mächten jenseits der Meere weder in freundliche, noch in feindliche Berührung gekommen. Die Fremden, die China besuchten, waren entweder unruhiges, gefährliches Raubgesindel gewesen, oder Kaufleute, die des Gewinns wegen sich viel von den Beamten und dem Volke Chinas gefallen lassen mußten“ (v. Brandt bei Helmolt, Bd. 2, S. 104). Diese Charakterisierung des Sachverhalts ist richtig, wenn man die jesuitische Mission des 17. Jahrhunderts, wie unter gewissen Voraussetzungen ja möglich ist, als eine unpolitische Einwirkung des Westens auf China ansehen will. In jedem Falle war ja überdies die Arbeit der Jesuiten durch die engherzig dogmatische Stellungnahme der Propaganda fidei zunichte gemacht worden. Aber die Neutralität der westlichen Mächte gegenüber den chinesischen Dingen war nicht in sich begründet, sondern lag bei England nur in dem bestehenden Vertragsverhältnis zwischen der Regierung und der Ostindischen Kompagnie und bei Rußland an einem Mangel von Einsicht in die Bedeutung und Entwicklungsfähigkeit seiner damaligen ostasiatischen Position. Im Jahre 1834 lief das Monopol der Ostindischen Kompagnie für den Handel mit China ab, und der Schutz der englischen Interessen lag fortan nicht mehr einer kaufmännisch organisierten und kaufmännischen Gewinn zur Richtschnur ihrer Politik machenden Gesellschaft, sondern der englischen Regierung selbst ob. *) Damit war allerdings unter Umständen nur gesagt, daß die Mittel des britischen Reichs um so nachdrücklicher für die Interessen des britischen Handels eingesetzt werden würden. So geschah es gegenüber China. Es ist eine vergebliche Mühe, den Opiumkrieg von 1840 aus einer einfachen, mit moralischen Bedenken unbeschwerten handelspolitischen Gewalttätigkeit zu einer allgemein-

*) v. Brandt bei Helmolt, S. 104.

politischen Notwendigkeit höheren Stils umstempeln zu wollen. Die chinesische Regierung wollte sich aus fiskalisch-ökonomischen wie aus moralisch-politischen Gründen gegen die weitere Einfuhr des indischen Opiums nach China wehren, und die indo-britischen Handelsinteressen hätten bei der Durchführung dieser vom Chinesischen Standpunkt aus sehr berechtigten Politik Not gelitten. Das ist alles, und es war vollkommen genug, um im britischen Interesse die Kriegserklärung an China zum Zwecke der Durchsetzung des Opiumhandels zu rechtfertigen (1840). Das Ergebnis dieses ersten bewaffneten Zusammenstoßes zwischen China und dem Westen war für die Chinesen die praktische Erfahrung, daß die Kanonen der „fremden Teufel“ besser schossen als die chinesischen, und daß daher im Frieden zu Nanking (1842) die chinesische Regierung sich nicht nur zu dem ersten formalen Staatsvertrag mit den westlichen Barbaren verstehen, sondern ihrem Handel sogar die ersten fünf sogenannten Vertragshäfen (darunter Canton und das damals noch ganz unbedeutende Schanghai) öffnen und ein Stück chinesisches Gebiet — die Insel Hongkong — abtreten mußte. Der weitere Verlauf der fortdauernden Nötigung Chinas durch die westlichen Mächte ist bekannt. In einem zweiten Kriege (1857/58), den England diesmal in Gemeinschaft mit den Franzosen führte, wurde die von den Chinesen in Frage gestellte Durchführung der früheren Verträge und die Öffnung weiterer Häfen erzwungen; 1859/60, nach der Wegnahme der Takuforts und der Besetzung von Peking durch die Verbündeten mußte sich die chinesische Regierung sogar zu dem bisher stets abgelehnten Zugeständnis bequemen, Gesandtschaften der Fremden dauernd in Peking zuzulassen, und am Ende des Jahrhunderts führten schließlich der Krieg mit Japan, die Intervention der Fremden im Frieden von Schimonoseki und ihre Ansprüche an China auf Grund der dabei geleisteten Dienste die Krisis des sogenannten Boxeraufstandes von 1900 und die internationale ostasiatische Expedition mit ihren bereits sehr tiefgreifenden Folgen für China herbei.

Die Stimmung der regierenden und maßgebenden Kreise und demgemäß auch der Durchschnitt der öffentlichen Meinung in China war während dieser ganzen Periode den Fremden und allem fremden Wesen gegenüber entschieden feindselig. Diese Feindseligkeit ist ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach vom Standpunkt der Chinesen aus nur zu begreiflich, und ebenso darf es uns nicht verwundern, wenn wir die Abneigung mit einer ausgesprochenen Geringschätzung

verbunden sehen. Die Chinesen haben bis heute die Europäer aus vollster Ueberzeugung für kulturlose Barbaren gehalten. An dieser Meinung hat sie die wiederholte Erfahrung unserer überlegenen Kriegstechnik samt allem, was damit zusammenhängt, kaum irre gemacht — wiederum von ihrem Standpunkt aus nicht ohne ein gewisses Recht, nachdem die jesuitische Mission des 17. Jahrhunderts verschwunden war. Was sie für gewöhnlich an europäischen Elementen in den Hafenstädten zu sehen bekommen hatten, war rohes Seemannsvolk oder Freibeuter und mehr oder weniger zweifelhafte Glücksritter von allerlei Art, — Kaufleute, denen weder an dem Verständnis des Chinesischen Wesens noch an der daraus entspringenden Rücksichtnahme auf seine Besonderheiten etwas lag, sondern nur am Handelsgewinn, und schließlich Missionare, über die noch besonders zu reden sein wird. Am allerwenigsten waren die Erfahrungen, die man in China mit den europäischen Truppen bei den Kriegen der Engländer und Franzosen in den fünfziger und sechziger Jahren gemacht hatte, dazu geeignet, bessere Vorstellungen von der westlichen Zivilisation hervorzurufen. Was die Chinesen bei diesen Expeditionen zu sehen und zu spüren bekamen, war allerdings von Barbarei nicht nur im Chinesischen, sondern auch im objektiven Sinne kaum mehr verschieden. Es genügt, hierfür nur an die Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking im Oktober 1870 zu erinnern. Auch die Aufzwingung der Opium-einfuhr im ersten englisch-chinesischen Kriege muß unter diesem Gesichtspunkt beurteilt werden. Gerade dieses letztere Beispiel ist aber auch typisch für die Betrachtungsweise, die sich für den Chinesen gegenüber der ganzen Handelspolitik der Europäer in China als die natürliche ergab. Die Chinesen hatten ein sehr klares Empfinden dafür, daß die Fremden lediglich um ihrer eigenen Interessen willen China ihren Handel und den fortdauernden Verkehr mit ihnen aufzuzwangen. Daß die Fremden ihre überlegenen kriegstechnischen Mittel anwandten, um China den handelspolitischen Forderungen, die sie aufstellten, gefügig zu machen, konnte natürlich die Mißstimmung nur noch vertiefen und verbittern. Dazu aber kam noch als ein besonders verschärfendes Moment das dem Handel teils folgende, teils ihm vorausgehende Neueindringen der christlichen Missionen in China.

Die Missionare, evangelische wie katholische, sind im 19. Jahrhundert vom chinesischen Standpunkt aus recht eigentlich die Plage Chinas gewesen, und es läßt sich gerechterweise nicht leugnen, daß die Chinesen allen Grund zu einer intensiven Abneigung gegen die

christliche Missionstätigkeit hatten. Das Schlimme war, daß den Missionaren ohne Unterschied der Konfession infolge ihres niedrigen Bildungsstandpunktes und ihrer mangelhaften Vorbereitung oft die Fähigkeit, zuweilen sogar der gute Wille abging, das chinesische Wesen im Zusammenhange mit der ganzen Kultur und den Staatseinrichtungen zu begreifen und die Methode ihrer Tätigkeit einer solchen Einsicht anzupassen. In dieser Beziehung hat die erste jesuitische Mission in China ungleich mehr geleistet, und es ist sicher richtig, wenn gesagt worden ist, daß daran vor allen Dingen die hohe politische Bildung der jesuitischen Missionare schuld gewesen sei, die in ihrer Stellung als einflußreiche Ratgeber am Kaiserhofe in halbamtlicher und selbst amtlicher Stellung ganz anders imstande waren, die inneren Zusammenhänge des chinesischen Lebens und die wechselseitige Bedingtheit der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung im Reich, der Staatsreligion und des konfucianisch-klassischen Systems zu überschauen, als die meist aus kleinbürgerlichen heimischen Kreisen hervorgegangenen, in politischen Dingen begriffslosen und zur intuitiv-kritischen Anschauung so eigentümlicher, großer und fremder Kulturzusammenhänge von vornherein nicht befähigten späteren Durchschnittsmissionare. In der Tat ist das Problem der christlichen Mission in den alten Kulturländern Ostasiens eins der schwierigsten, das sich überhaupt denken läßt, und es will gegenüber dieser Schwierigkeit der Aufgabe immer noch nicht allzuviel sagen, wenn allmählich, namentlich in der letzten Zeit, eine gewisse Besserung und Hebung des missionarischen Niveaus in China stattgefunden hat — namentlich auch bei der amerikanischen Mission, wo die Zustände in früheren (und keineswegs weit entlegenen) Jahren geradezu unglaubliche waren. Die bedeutendsten Missionen in China sind zurzeit die amerikanische und englische — jede in verschiedenen Denominationen, zwischen denen sich aber jetzt teilweise ein gewisses Unionsverhältnis anbahnt — und die katholische. Diese letztere trägt, mit Ausnahme der deutschen katholischen Mission in Schantung, einen durchaus französischen Charakter. Die deutsche evangelische Missionsarbeit ist noch ganz unbedeutend. Wenn man von gewissen Anzeichen einer erst der allerjüngsten Zeit angehörigen Wendung zum Bessern, wovon an anderer Stelle noch zu reden sein wird, absieht, so kann man fast von der ganzen Missionsarbeit in China während des 19. Jahrhunderts nur sagen, daß ihre inneren und äußeren Erfolge ihrer Verständnislosigkeit entsprochen haben. Schlimmer als das ist es aber, daß die Mission ein sehr reichliches

Teil dazu beigetragen hat, um dem Chinesen das westliche Wesen noch verdächtiger und unsympathischer zu machen, als es ohnehin der Fall gewesen wäre. Für den gewöhnlichen Missionar ist der Chineser zunächst schlechtthin ein „Götzendiener“ und jede chinesische Religionsübung unterschiedslos „Götzendienst“ — gleichgültig, ob es sich dabei um die großen Staatsopfer des Kaisers, um das Ritual der Ahnenverehrung, um den Hofuspokus der taoistischen Zauberpriester, um Buddhistisches, um die populären Feld- und Ackergottheiten und Schutzpatrone der Dörfer und Städte, oder schließlich um die offizielle Ehrung bedeutender Persönlichkeiten des Staatslebens durch die Errichtung von „Tempeln“ nach ihrem Tode handelt. Natürlich ist es außerordentlich schwer, sich ein Bild von den religiösen Zuständen Chinas zu machen, und es kann nicht die Aufgabe dieses Versuchs sein, auch nur andeutungsweise auf die Materie einzugehen. Nur darauf muß hingewiesen werden, daß es sich bei den einzelnen Erscheinungen von „Religion“, die dem Fremden zunächst in China entgegentreten, um grundverschiedene und grundverschieden zu wertende Dinge handelt. Man wird sich das vielleicht annähernd verdeutlichen können, wenn man sich die religiösen Verhältnisse in manchen südeuropäischen Gebieten vorstellt, wo die extremen kultisch-superstitiösen Ausartungen des romanischen Vulgärkatholizismus, dazu Elemente des gewöhnlichen Volksaberglaubens, die mit Religion überhaupt nichts mehr zu tun haben, der skeptische Rationalismus der Gebildeten, in dem doch noch alle möglichen Residuen der niederen Volksreligion stecken, das klassische kirchliche Dogma, dazu vielleicht noch Sekten, spezielle Kultvereine, Mönchsorden, Bettelpriester und dergleichen mehr für den von außen Herantretenden auch auf einer Ebene nebeneinander zu liegen scheinen. Die ganze Verehrung der Lokalgottheiten z. B. denkt man sich, auch in ihren äußereren Zügen, am ehesten nach Analogie des vulgärkatholischen Kultus der Heiligen und Schutzpatrone, gleich denen sie ursprünglich vielfach historische und legendarische, aber ausgesprochen der Erinnerung des geschichtlichen Zeitalters angehörige Personen, ursprüngliche Menschen von menschlicher Art, sind. Selbst der chinesische Kriegsgott, dessen Verehrung die gegenwärtige Mandschudynastie besonders begünstigt, ist nichts anderes, als ein sozusagen kanonisierter Führer aus durchaus historischer Zeit; berühmte Mandarine, hervorragende Beamte, gute Richter, an deren Tätigkeit sich die Nachwelt dankbar erinnert, werden Schutzpatrone, „Stadtgötter“, in dem früher von ihnen verwalteten Bezirk, und ähnliches mehr.“

Derartige Vorstellungen haben in China kaum in anderem Sinne etwas mit „Gözendienst“ zu tun, wie der ganze katholische Heiligenkultus — wenn ihnen natürlich auch nicht die uns vertrauten, sondern eigentümlich chinesisch gefärbten Vorstellungen vom transszendentalen Wesen der Persönlichkeit und von metaphysischen Dingen überhaupt zugrunde liegen. Ebenso kommt es dem Kern der Sache näher, wenn man den ganzen chinesischen Glauben an die Luft- und Wassergeister, die Geomantie, die Tagewählerei und das taoistische Beschwörungs- und Amulettenwesen von vornherein nicht in die Sphäre des spezifisch Religiösen, sondern mehr in das Grenzgebiet zwischen Religion und Aberglauben versetzt — dort, wo dergleichen Dinge, von denen bekanntlich die „westliche Kultur“ noch lange nicht frei ist, auch bei uns stehen. Wer einen Bittgang um Regen mit Musik und Prozessionsstandarten, mit dem geschmückten Kultbild auf der Tragbahre, mit Weihrauchduft, Kanonenschlägen und Feuerwerk in China sich angesehen hat, der wird in der Sache keinen großen Unterschied und in der Form eine frappante Analogie gegenüber den entsprechenden Anrufungen irgend eines Wetterheiligen in Portugal oder Mexiko konstatieren. Wenn es lange Zeit nicht geregnet hat, dann pflegt man in den chinesischen Städten das Südtor zu schließen, weil der Süden die Glutgegend ist, von wo der Gott Hitze und Dürre schickt. Gelegentlich wird dann irgend ein gebildeter Mandarin in die Stadt versetzt, dem solch ein Stück „Religion“ zu dumm ist und der das Bedürfnis fühlt, dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben. Er läßt das Tor öffnen, aber am zweiten und dritten Tage darauf regnet es immer noch nicht, und nun wird das Volk auffässig und verlangt stürmisch, das Tor müsse wieder geschlossen werden, weil es sonst überhaupt nicht regnen würde. Natürlich muß der Beamte nachgeben, wenn er keine Revolte haben will, und womöglich veranstaltet er jetzt, um die Leute zu beruhigen und sich bei ihnen zu rehabilitieren, selbst eine Prozession oder läßt für den Gott Theater spielen. Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein italienischer Prinz und Korpskommandant in Neapel vor dem Blut des heiligen Januarius die Truppen präsentieren und das Spiel rühren läßt. Diese Arten von Religion und mit religionsähnlichen Riten infrustrierter Superstition beherrschen in China äußerlich ein großes Gebiet im Volksleben, und zu ihnen tritt noch der importierte Buddhismus hinzu, der seine Götter und Heiligen, seine Wallfahrtsstätten, Reliquien, Gelübde, Gebete und Reinigungsformeln neben der übrigen Po-

pularreligion etwa nach dem Rezept anbietet: 'doppelt hält besser, ohne es aber jemandem zuzumuten, daß er sich an der Sache beteiligen soll, wenn es ihm nicht scheint oder er keine Lust hat. Mit der religiös-sittlichen Grundlage des Chinesischen Staats- und Gesellschaftsorganismus hat das alles aber ungefähr soviel zu tun, wie die Gottesmutter von Kasan oder der heilige Rock von Trier mit dem Evangelium und der Kritik der praktischen Vernunft. Jene ist in dem System des confucianischen Klassizismus zu ihrem dem chinesischen Geiste adäquaten Ausdruck gelangt, und wenn auch die jetzige Zeit des allgemeinen Niederganges in China ihre Spuren hier so gut hinterlassen hat, wie im Stande des chinesischen Geisteslebens überhaupt, so ist der Confucianismus doch zweifellos von neuem (wie schon vormals) regenerationsfähig, und vor allen Dingen: das confucianische, im Ahnendienst ausgedrückte Pietätsprinzip bildet im Bewußtsein der Chinesen heute noch die Angel ihres moralischen Denkens und die Grundlage ihres Verständnisses für alle staatliche und soziale Ordnung. Es liegt also auf der Hand, welch ein Unfug es ist, in der Missionspredigt diese Dinge einfach mit den Feld-, Wald- und Wiesen-dämonen unterschieds- und gedankenlos in den Begriff „Gökendienst“ zusammenzuwerfen und die Proselyten so zu lehren. Natürlich müssen die Missionare unter diesen Umständen als staatsgefährliche Menschen erscheinen. Nimmt man noch hinzu, daß notorisch üble Subjekte durch die Taufzeremonie in den Schutz der Missionen zu gelangen suchten, daß eine Missionsstation zunächst sicher jedesmal eine Beunruhigung der Gegend bedeutete, daß nicht wenige Missionare sich dazu hergaben, ihren Anhängern und Gemeindegliedern weltliche Vorteile zu verschaffen, sie im Gerichtsfalle ihrer heimischen Behörde zu entziehen, sich in aufdringlicher und taktloser Weise in die Amtsführung der Mandarinen zu mischen, so begreift man die Abneigung der Chinesen gegen die Mission vollkommen, unbeschadet dessen, daß es von Anfang an auch besser geeignete Persönlichkeiten in ihr gab und daß das Eintreten des Missionars für den Christen sicher nicht immer ein moralisch unberechtigtes gewesen ist. Den Höhepunkt erreichte das Uebel der Missionen für China aber dadurch, daß bei allen Ausschreitungen gegen Missionare — und wie sollte es denkbar sein, daß solche dauernd vermieden würden! — die politische Einmischung der fremden Mächte, deren schutzberechtigte Untertanen die Missionare waren, drohend im Hintergrunde stand und mehr als einmal wirklich exekutiert wurde. Haben es doch die Chinesen

bis auf den heutigen Tag nicht vergessen, daß unter den Friedensbedingungen, die z. B. Frankreich ihnen seinerzeit auferlegte, eine lange Reihe herausfordernder Privilegien für die katholischen (das hieß früher schlechthin die französischen oder unter französischem Schutze stehenden) Missionare stipuliert wurden, durch die das Missionswesen förmlich autorisiert wurde, sich als eine Art von Staat im Staate zu fühlen — und, wenigstens was die französische Mission betraf, waren die Chinesen mit ihrer Ueberzeugung, daß sie nicht nur durch ihre religiöse Propaganda unter der Masse staatsgefährlich sei, sondern auch direkt politische Ziele verfolge, vollständig im Recht. Auch daß die Taipingrevolution von einem früheren amerikanischen Missionszögling ausging, der sich den jüngeren Sohn Gottes und den Bruder Jesu nannte, wissen die Chinesen sehr wohl!

Bei dem Bestreben, sich der Fremden zu erwehren und ihren Ansprüchen wo möglich mit Gewalt zu begegnen, haben sich die Chinesen auffallend lange der Täuschung hingegeben, daß es genügen würde, Waffen und Kriegsschiffe zu kaufen, um den Europäern gewachsen zu sein. Die Idee, daß hinter der europäischen Waffen- und Maschinentchnik mehr stecke, als das bloße Wissen um die Anfertigung dieser Dinge, und daß die westliche Kultur als solche ein geschlossenes Ganze sei, aufgebaut auf besonderen, der chinesischen Erfahrung und den chinesischen Ideen über Welt und Denken überlegenen Prinzipien, ist den Chinesen in ihrem ungeheuren naiven Selbstbewußtsein, das dem Fremden nicht selten als lächerlicher und aufgeblasener Dünkel erscheint, bis an die Schwelle der Gegenwart nicht gekommen. So mußten die Versuche zu einer Militärreform nach westlichem Muster, so mannigfaltig sie waren, doch vergeblich bleiben. China baute Forts nach europäischer Art an den wichtigsten Eingangspforten des Fremdenverkehrs: an den Mündungen des Sikiang, des Jangtse und des Peiho, und armierte sie mit europäischen Geschützen; es kaufte Kanonen und Gewehre in Menge und versuchte sie nach Möglichkeit selbst herzustellen, errichtete Arsenale und hielt sich europäische Instruktoren; es machte sogar einen Anlauf zur modernen Seemacht und gab für all diese gänzlich unproduktiven Anschaffungen Summen aus, die mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Zustände des Reichs viel zu groß waren — aber natürlich ohne den gewünschten Erfolg. Die Fremden zeigten sich nach wie vor als die Stärkeren. Viel trug auch die altertümliche, aber durch die Verhältnisse gebotene Art der Verwaltung des Reiches dazu bei. China ist „verfassungsrechtlich“ ein Einheits-, in seiner

Verwaltungspraxis aber ein Bundesstaat. Das zeigt sich zunächst auf finanziellem Gebiet. Ähnlich wie im alten Perserreich zahlen die Provinzen an die Zentralregierung bestimmte Matrikularbeiträge, die aber nur einen Bruchteil ihrer gesamten Verwaltung ausmachen und mehr für den Hof, als für allgemeine Reichsausgaben bestimmt sind — wenn sich auch in einem derartig patriarchalisch-antif gearteten Staatswesen eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden Kategorien kaum ziehen läßt. Auf jeden Fall beruhen die Budgets der Provinzen so sehr auf deren eigenen öffentlichen Einnahmen und sind in allen Zweigen der Zentralverwaltung in Peking gegenüber so selbständig, daß nicht nur die Verwaltung im engeren Sinne, einschließlich Justiz, die öffentlichen Arbeiten, Schulwesen usw., sondern sogar Militär und Marine nicht Reichs-, sondern Provinzialangelegenheiten sind. Bekanntlich ist der Krieg von 1894 gegen Japan nach chinesischer Auffassung weniger ein Reichskrieg mit den gesamten verfügbaren Kräften des Staates, sondern Sache der Provinz Tschili und ihres Vizekönigs Li hung tchang gewesen. In den südlichen Provinzen war man so weit entfernt, Hilfe zu leisten, daß z. B. in Canton, wo man den Norden nicht liebt, die Niederlagen der Truppen und Schiffe Li hung tchangs mit lauter Befriedigung begrüßt wurden! Solange die Entfernungen und die natürlichen Verkehrsschwierigkeiten in dem ungeheuren Reiche nicht in noch höherem Maße als jetzt durch Eisenbahnbauten kompensiert werden, ist auch an eine durchgreifende Stärkung der Zentralregierung schwer zu denken. Reichstruppen kann China schon aus dem Grunde schwer aufstellen und unterhalten, weil es dazu zu wenig Reichseinnahmen hat; die Armee durch ein Reichskriegsministerium zu organisieren und zu leiten, während sowohl die Aushebung als auch der Unterhalt der Truppen auf den Provinzialbudgets ruht, ist zunächst zwar der einzig mögliche (und auch tatsächlich beschrittene) Ausweg; er wird aber schwer zu einer solchen Verwendungsbereitschaft und Schlagfertigkeit der Armee führen, wie es bei einer besser durchgeführten Reichsfinanzwirtschaft möglich wäre.

Die Geringfügigkeit der chinesischen Militärreformen zeigte sich unwiderleglich im Kriege mit Japan. Die letzte Idee der japanischen Politik war dabei, nach dem Siege die Hand dauernd in den inneren politischen Verhältnissen Chinas zu behalten. Dazu erschien vor allen Dingen eine feste Basis auf dem Festlande in möglichster Nähe der Hauptstadt notwendig. Die beste Chance für Japan wäre gewesen (und sie ist es in den Augen der Japaner noch heute), wenn in China

die Mandschudynastie entweder durch eine national-chinesische Opposition beseitigt und die neue Regierung möglichst eine von Japans Gnaden wurde, oder wenn sich die Mandchus, um sich zu halten, dem Feinde von gestern in die Arme werfen mußten. Die deutsch-russisch-französische Intervention im Frieden von Schimonoseki änderte aber zunächst alle Voraussetzungen des politischen Spiels in China — trotzdem sich England schon damals fern hielt, um die Chancen eines zukünftigen Zusammengehens mit Japan nicht zu verderben und um gleichzeitig in China freie Hand zu behalten. Die Gegenforderungen Rußlands und Frankreichs im Norden und Süden des Reichs für die Hilfe von Schimonoseki und die kaum mehr verhehlten Prätensionen Englands auf die Organisierung des gesamten „Jangtsebassins“ als spezielle britische Interessensphäre rückten im Verein mit der im japanischen Kriege offenbarten Schwäche und anscheinenden inneren Zusammenhangslosigkeit der Reichsteile die Möglichkeit einer gewaltsamen Auflösung Chinas für das allgemeine Urteil so in den Vordergrund, daß auch wir genötigt waren, uns für diese — von uns in keiner Weise erstrebte — Eventualität zu sichern und eine feste Position im Kiautschougebiet zu erwerben. Innerhalb des Chinesentums zeigte sich eine doppelte Reaktion gegenüber diesen Erfahrungen: einerseits ein beinahe unvermittelt auftauchendes radikales Reformertum, andererseits eine elementare Verstärkung des Fremdenhasses. Die interessanteste Persönlichkeit unter jenen Reformern ist der jetzt als Flüchtling in Japan lebende Kan Yu wei, damals ein junger und glänzender Literat, dem es gelang, das Ohr des damals formell mündig erklärten, aber unselbständigen und leicht beeinflussbaren Kaisers Kuang hsü zu gewinnen. In dem nun einsetzenden Intriguenspiel in Peking behielten aber die alte Kaiserin-Regentin und die fremdenfeindliche Partei die Oberhand, und die wachsende Aufregung im Volke, das Mißtrauen und die Verwirrung unter den persönlichen und politischen Faktionen am Hof, nicht zum wenigsten schließlich auch die vollständige Desorientiertheit der europäischen Vertreter in Peking über den Charakter der Lage, führten dann im Sommer 1900 zur Ermordung des deutschen Gesandten, zum Boxeraufstand, zur Belagerung der Gesandtschaften und zur internationalen Chinaexpedition. Das praktische Ergebnis dieser Vorgänge war für China wiederum die Erfahrung, daß die Fremden selbst in ihrer Uneinigkeit und Zersahrenheit, wovon die Jahre 1900/04 eine Reihe schlagender Beispiele gaben, doch die stärkeren waren, und außerdem zu neuen und schweren finanziellen Ver-

pflichtungen in Gestalt des von den Mächten verlangten Ersatzes für allen angerichteten Schaden und für ihre Expeditionskosten.

1902 war die Boxerepisode durch die formelle Wiederaufnahme der Beziehungen mit dem chinesischen Hofe abgeschlossen. Zwei Jahre später brach der russisch-japanische Krieg aus: nicht zuletzt wegen der Erkenntnis der Japaner, daß sie zur Erreichung ihrer Absichten in China Rußland erst niederkämpfen müßten. Nach dem Kriege verfielen die Chinesen, die während des Jahrzehnts vorher sich daran gewöhnt hatten, in Rußland ihren gefährlichsten Feind zu erblicken, in den Fehler, zu glauben, daß Japan in Rußland Europa besiegt und seine Stärke gegenüber dem Westen überhaupt dargetan habe. Für die politischen Folgen in China kam es aber auf die Fragwürdigkeit dieses Urteils nicht an, sondern nur auf seine durchschlagende Kraft. Diese begann sich alsbald in der überraschendsten Weise zu äußern: der Ausgang des Ringens zwischen Rußland und Japan hat endgültig über den Anbruch des Reformzeitalters in China und damit über den Eintritt des „Chinesischen Problems“ in ein akutes Stadium entschieden.

Wer die Entwicklung der chinesischen Verhältnisse in den letzten drei Jahren überblickt, der wird vor allen Dingen erstaunt sein über den geradezu unglaublichen, früher für unmöglich gehaltenen Radikalismus, der sich jetzt in den Arbeiten zum Reformwerk bemerkbar macht. Allerdings fehlt dabei immer noch viel an der Einsicht in die inneren Gründe der Ueberlegenheit der westlichen Kultur, die den Chinesen nach wie vor im wesentlichen nur um ihrer technischen Seite Willen wichtig erscheint. Japan hat ihnen vor allen Dingen den Beweis geliefert, daß es möglich sei, den Fremden durch Aneignung ihrer technischen Besitztümer ebenbürtig zu werden. Das in der Hauptsache ist es auch, was China vorläufig bei den in Angriff genommenen Reformen erstrebt. Das Ueberraschende dabei ist aber die Schnelligkeit, mit der die Reformfrage in wenigen Jahren zu einer alles in China beherrschenden staatlichen Wichtigkeit in die Höhe gewachsen ist, und die Intensität, mit der sie die öffentliche Meinung des Landes beschäftigt. Diese Tatsache erscheint uns, die wir gewohnt waren, den Satz von der Starrheit des chinesischen Lebens für ein festes Ergebnis der bisherigen Kenntnis und Beobachtung Chinas zu halten, auch dann noch wunderbar genug, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß immerhin eine gewisse Vorarbeit schon vor dem mächtigen Weckruf des russisch-japanischen

Krieges geleistet worden war. Die Missionschulen, der Aufenthalt chinesischer Diplomaten im Auslande, die europäischen und amerikanischen Gesandtschaften und Konsulate in China, hier und da auch persönliche Beziehungen zwischen gebildeten Chinesen und europäischen Beamten, Kaufleuten und Reisenden, die Militärinstruktoren und die guten Erfahrungen der chinesischen Regierung mit dem europäisch organisierten und von einem der bedeutendsten Europäer, der je in Ostasien gewirkt hat, Sir Robert Hart, geleiteten Seezolldienst, hatten hier und da schon im Stillen eine gewisse Lockerung der Vorurteile bewirkt. Noch stärker rüttelte der Krieg mit Japan von 1894 an den alten Vorstellungen von der zentralen Bedeutung der eigenen Kultur, und der überstürzte Versuch Kan Yu wei und des jungen Kaisers, durch die verblüffenden Reformedikte vom Sommer 1898 bereits das Prüfungswesen von Grund auf umzugestalten, eine Universität in Peking zu gründen, eine einheitliche Reichswährung zu schaffen und anderes mehr, sind als eine direkte Folge dieser letzten Erfahrung anzusehen. Aber gerade die rasche und für den Augenschein spurlose Beseitigung dieser plötzlichen Flamme durch den Staatsstreich der Kaiserin-Regentin mußte den Eindruck erwecken, als ob die Zeit zum Durchbruch einer großen Reformbewegung, wenn sie überhaupt je kommen sollte, noch lange nicht da sei. Das Agens, das diese Bewegung seit dem Ausbruch des letzten ostasiatischen Krieges wohl eigentlich in Gang gebracht hat und das jetzt fort und fort die Glut zur Flamme anbläst, ist im wesentlichen nichts anderes, als die mittlerweile entstandene chinesische Presse, die vollständig unter dem Einfluß eines radikalen Jungchinesentums steht. Schon nach dem chinesisch-japanischen Kriege begann das Zeitungswesen unter der Leitung junger, in Japan, teilweise auch in Europa gebildeter Kräfte sich zu entwickeln, und mit erstaunlicher Raschheit wuchsen die Zeitungen zu einer Macht im öffentlichen Leben heran.

Nach dem russischen Kriege wurde dann das Tempo noch schneller. „Die Blätter schossen wie Pilze aus dem Boden und begannen das Volk aufzuklären und Vergleiche darüber anzustellen, was China ist und was es werden könnte, wenn es schnellen Schritts Japans Beispiel folgte. Gleichzeitig wurde wenigstens in den in den fremden Niederlassungen erscheinenden (scil. chinesischen) Zeitungen zu der Regierung in einer Sprache geredet, die bis dahin neu und unerhört war. Aber der Ton gefiel, diese Blätter fanden Verbreitung und trugen dazu bei, die Forderungen der Reform-

partei, die nach und nach entstanden war, immer höher zu schrauben; sie schrieben die Volkssouveränität auf ihre Fahne und gingen so weit, für China, den bisherigen Musterstaat des Patriarchalismus und Absolutismus, eine Verfassung zu verlangen. Es begann im Volke zu gären, und die feindselige Stimmung gegen die Korruption des Beamtenwesens und die Langsamkeit in der Durchführung der inzwischen versprochenen Reformen nahm allmählich so sehr überhand, daß der Sturz der Dynastie befürchtet wurde und Thron und Regierung ernstlich Mittel und Wege zur Einführung einer Verfassung ins Auge faßten“.*)

Eine besondere Rolle bei diesem Ansturm der Zeitungen gegen die Regierung und bei der ganzen Agitation der Reformpartei unter dem Volk spielt die studierende Jugend. Sowohl die tausende chinesischer Studenten, die vom Besuch japanischer Hochschulen in einem jährlich mehr anschwellenden Strom nach China zurückkommen (gegenwärtig wird die Zahl der in Japan studierenden jungen Chinesen auf ca. achttausend geschätzt), als auch die Zöglinge der in China selbst errichteten neuen Bildungsanstalten sind heute ein geradezu revolutionierendes Element geworden. Außer in den Zeitungen spielen sie die führende Rolle auf den öffentlichen Massenversammlungen und in den geheimen Konventikeln, wo über den Einfluß der Fremden in China, über „China für die Chinesen“, über die Reorganisation von Heer und Flotte, über Verwaltungsreformen, Verfassung, Pressefreiheit und soziale Verbesserungen debattiert wird. „Eine furchtbare Ungeduld ist über die Jugend gekommen. Sie fühlt sich zu großen Aufgaben berufen und kann den Tag nicht abwarten, wo sie diesen Aufgaben gewachsen sein wird. Schon als Studenten, als die noch Lernenden, wollen sie an den Geschäften des Staats teilnehmen. Es hat keine einzige größere politische Frage in den letzten Monaten gegeben, in die sich die Studenten nicht eingemischt hätten, teils mit Bittschriften und Vorschlägen, die sie an die Regierung richteten, teils durch eine alles untergrabende Wühlarbeit beim Volk. Daß dabei Segensreiches erreicht worden wäre, wird niemand behaupten wollen oder können; wohl aber, daß viel Unheil gestiftet worden ist. Mit dem

*) Ostasiatischer Lloyd vom 24. April 1908. „Der Ostasiatische Lloyd, Organ für die deutschen Interessen in Ostasien“, (Herausgeber und verantwortlicher Redakteur C. Fink) erscheint wöchentlich in Schanghai und ist eins der bestgeleiteten und mit Rücksicht auf seinen Charakter als Wochenschrift jedenfalls das inhaltreichste unter allen europäischen Blättern in Ostasien.

unreifen Urteil des Halbgebildeten haben sie den Massen des Volks nur den Kopf verdreht, haben ihm falsche Ziele gezeigt und dabei sich selbst von ihren nächsten Aufgaben abgewandt. Groß, sehr groß ist die Zahl der jungen Streber und Dränger, die der Schule ganz den Rücken gekehrt haben, um sich einer rein politischen Tätigkeit hinzugeben. Sie fabeln von der Freiheit und den Rechten, die ihnen die Natur gegeben hat und vergessen ganz der Pflichten, die sie sich selbst und der Allgemeinheit gegenüber zu erfüllen haben, ehe sie Rechte in Anspruch nehmen dürfen. Ungeheure Zügellosigkeit ist in ihren Reihen eingerissen. Wo die Behörden einschreiten wollen, ist es nicht selten vorgekommen, daß alle Studenten ihre Anstalt verließen, so daß diese geschlossen werden mußte. Selbst das kostbarste Gut, das ihnen anvertraut ist, das Leben, haben einzelne fortgeworfen; sie haben Selbstmord begangen (Selbstmord aus politischen und sozialen Motiven ist in China von altersher vorgekommen), um dadurch den Patriotismus der Anderen zu entfachen und diese um die angeblich geschändete Ehre und bedrohte Freiheit des Volks in den offenen Kampf mit den Hütern der Ordnung zu treiben." *) Diese nicht ohne Anlaß besorgt gehaltene Schilderung kann ich aus meiner eigenen Erfahrung während meines Aufenthalts in China nur in vollem Maße bestätigen. Ich habe durch besondere Umstände Gelegenheit gehabt, die Lage der Dinge an höheren chinesischen Schulen (die sich natürlich mit unseren Hochschulen, d. h. Universitäten, einzig dem Alter der Zöglinge nach vergleichen lassen) etwas näher kennen zu lernen, und ich kann nach diesen Erfahrungen nicht umhin, gleichfalls zu betonen, daß sich hier kritische und in ihren weiteren Folgen schwer absehbare Verhältnisse entwickelt haben.

Um nun den Ueberblick über die gegenwärtige sehr verwickelte Lage des chinesischen Reformproblems nicht zu verlieren, müssen wir zwischen den großen und fundamentalen Gebieten der Staatsverwaltung, des Unterrichtswesens, der Finanzen, des Militärwesens auf der einen und gewissen eigentümlich chinesischen Spezialfragen auf der andern Seite unterscheiden.

Vom Standpunkt des Hofes aus war eine besonders wichtige Angelegenheit dieser Art das Verhältnis zwischen Chinesen und Mandschus. Die weit verbreitete Vorstellung, daß seit der Eroberung Chinas durch die Mandschus um die Mitte des 17. Jahrhunderts längst eine Versöhnung der beiden Nationalitäten einge-

*) Ostasiatischer Lloyd vom 19. Juni 1908.

treten sei und daß der Chinese die Mandschudynastie gar nicht mehr als Fremdherrschaft empfinde, ist nicht richtig. Die scharfe Scheidung zwischen Chinesen und Mandschu, das Verbot der Heirat zwischen beiden, die Belegung des Reichs mit Mandschugarnisonen in besonderen Städten oder Stadtteilen, die Ernährung der Mandschu auf Staatskosten durch regelmäßige Reislieferungen und die Offenhaltung zahlreicher hoher Beamtenstellen für die Mitglieder des ursprünglichen Mandschuadels haben bis auf die Gegenwart gedauert, und dementsprechend bildet das Schlagwort von der „Fremdherrschaft“ in der jungchinesischen Bewegung mindestens zum Teil und in bestimmten Gebieten Chinas ein ganz wesentliches Agens. Darauf deuteten schon gewisse Züge in der Boyerbewegung, und jetzt wiederum mit aller Schärfe der Aufstand in Yunnan. Es ist daher eine sehr bedeutsame Maßnahme, wenn die Kaiserin-Regentin, in deren Hand jetzt tatsächlich die Geschicke Chinas ruhen, sich zur Aufhebung der Vorrechte der Mandschu, zur Einführung des Konnubiums zwischen Chinesen und Mandschu, zur Auflösung der sogenannten Bannertruppen und zur Einziehung oder Ablösung des bisherigen Unterhalts der Mandschu aus öffentlichen Mitteln entschlossen hat. Diese Dekrete sind auch bereits in tatsächlicher Durchführung begriffen. Ein anderes chinesisches Spezifikum ist das Opiumlaster. Auch hier hat die Regentin es unternommen, fest einzugreifen und zunächst einen Vertrag mit England über die allmähliche Sistierung der indischen Opiumeinfuhr durchgesetzt. Allerdings wäre der chinesischen Regierung dieser Erfolg kaum geglückt, wenn nicht der Import von indischem Opium unter dem Einfluß des steigenden Opiumanbaus in China ohnehin im Rückgang begriffen und sein natürliches Ende abzusehen gewesen wäre. Mit der Opiumkultur im eigenen Lande hofft die Regierung auf administrativem Wege fertig zu werden. Bisher haben die betreffenden Edikte allerdings noch nicht viel an den bestehenden Zuständen geändert, aber unter den chinesischen Verhältnissen kommt es in diesen wie in anderen Dingen weniger auf das ohnehin nicht zu verwirklichende augenblickliche Durchgreifen, als auf die Nachhaltigkeit des von oben her ausgeübten Druckes an. In jedem Fall hat die Regierung in der Opiumfrage alle gebildeten und gesunden Elemente im Volk auf ihrer Seite. Der Klemterkauf, auch ein besonderes chinesisches Uebel, hängt bereits enge mit der Notwendigkeit einer allgemeinen Staatsreform zusammen. Sein unabwendbares Korrelat ist die Bestechlichkeit der Beamten, und diese ist unter allen Uebeln,

an denen das heutige China leidet, ohne Zweifel das größte. Er ist neuerdings auch untersagt worden, aber bei den vorhandenen Finanzschwierigkeiten der Zentralregierung wird man hier wohl vorläufig noch starke Zweifel hegen müssen, ob es gelingen wird, trotz allen guten Willens ohne dieses schlimme, aber stets bare Einnahmen liefernde Mittel auszukommen.

Im Jahre 1902 kehrte der besondere Vertrauensmann der Regierung, Prinz Tsching, von einer Studienreise ins Ausland nach China zurück und verfaßte eine Denkschrift über die seiner Ansicht nach notwendigen Reformen. Es ist bezeichnend, welche Rolle darin der Aufbau des Volks- und Hochschulwesens spielt — eine Notwendigkeit, die z. B. in Rußland bei den Verhandlungen über die Staatsreform wenigstens auf der Regierungsseite sehr viel mangelhafter gewürdigt wird, als es in China geschieht. Prinz Tsching betonte zunächst die allgemeine Notwendigkeit, die höheren Beamten Informationsreisen ins Ausland machen zu lassen, und formulierte dann sein Programm folgendermaßen: Schulzwang für die Knaben vom zehnten Lebensjahr ab; Umwandlung der buddhistischen und taoistischen Tempel in Schulen (also Säkularisation der Güter der toten Hand für Unterrichtszwecke!); Einrichtung von Gewerbeschulen in den Kreis- und Bezirksorten, von Hochschulen in den Provinzialhauptstädten — mit besonderer Betonung des Unterrichts in moderner Rechts- und Staatswissenschaft; allgemeine Wehrpflicht, einschließlich der kaiserlichen Familie und des Mandschuadels; Errichtung von Arsenalen und sonstigen Staatsbetrieben; schließlich einheitliche Organisation des Polizeiwesens.

Die Regentin und die leitenden Staatsmänner akzeptierten dies Programm im allgemeinen, beschlossen aber, vor seiner durchgreifenden Verwirklichung noch einmal eine Studienkommission ins Ausland, nach Europa und Amerika, zu schicken. Ihr Leiter war diesmal ein noch junger Mann, der Herzog (nach der in Europa üblichen Bezeichnung für die Mitglieder der höchsten chinesischen Adelsklasse) Tai tse; die übrigen Mitglieder waren aus den höchsten Beamten genommen. Diese Kommission war bereits eine Frucht der japanischen Siege in der Mandschurei, und der Bericht des Herzogs Tai tse ließ dementsprechend an entschlossenem Radikalismus alles bisher in China Dagewesene hinter sich zurück. Vor allen Dingen brachte Tai tse offen die Einführung einer Verfassung (nach dem Vorbild Japans) für China in Vorschlag. Indessen die älteren Mitglieder der Kommission dissentierten — wenn auch nicht prinzipiell,

so doch praktisch. Sie lehnten den Verfassungsgedanken nicht ab, schlugen aber zunächst eine zehnjährige Vorbereitungszeit vor, während welcher dem zukünftigen Reichsparlament eine Modernisierung der städtischen Verwaltungen unter Heranziehung von Vertretern der Einwohnerschaft nach westlichem Muster, und die Organisation von Provinziallandtagen vorhergehen sollte. Die Regierung entschied sich (Edikt vom 2. September 1906) zur lebhaften Unzufriedenheit der Radikalen für den vorsichtigeren Weg und erklärte in ihrem veröffentlichten Entscheid, daß die Durchführung der administrativen Reformen — Erziehung (an erster Stelle!), Justiz, Finanzen, Militär, Polizei — der Einführung der Verfassung vorhergehen müsse. „Deshalb“, so schließt das Edikt, „befehlen wir ferner, daß alle Mandschu-Marschälle, Generalgouverneure und Gouverneure ihre Beamten und das Volk anweisen sollen, sich dem Studium zu widmen, sich ihrem Kaiser treu zu erweisen, das Vaterland zu lieben und sich darüber klar zu werden, daß Fortschritte nur durch Einigkeit gemacht werden können, daß sie öffentliche Interessen nicht hinter persönliche zurücksetzen und daß sie große Dinge nicht durch Aufregung über kleine in Gefahr bringen dürfen. Sie sollen Achtung vor der Ordnung und dem System haben und Frieden und Ruhe aufrechterhalten, um sich würdig zu zeigen, eine Verfassung zu erhalten, wie es unser aufrichtigster Wunsch ist.“ *)

Würdig und besonnen, wie die Sprache dieser Kundgebung, ist im allgemeinen auch die sonstige Haltung der chinesischen Regierung in der Reformfrage — wenn sich auch im einzelnen starke Unsicherheiten und Schwankungen nicht verkennen lassen, die teils aus der Rücksichtnahme auf die Volksstimmung hervorgehen, teils aus den instinktiven Bedenken, die alte Tradition in einem wichtigen Punkte zu verlassen. Auch die immerhin noch sehr starke Unsicherheit über die wirklichen Verhältnisse und die inneren Zusammenhänge bei den westlichen Staaten spielt dabei eine Rolle. In dieser Hinsicht ist es für China immer am verlockendsten, sich den Stand der Dinge in Japan zum Muster zu nehmen, weil man in den dortigen Maßnahmen und Entscheidungen doch eher verwandte Probleme und eher auf China anwendbare Erfahrungen wiederzuerkennen glaubt. Diese Neigung der maßgebenden Kreise in Peking wird von der japanischen Politik auch fortdauernd mit Bewußtsein ausgenutzt, und wenn die sonstige Haltung Japans in seinen Beziehungen zu China geschickter

*) Ostasiatischer Lloyd vom 24. April 1908.

wäre, so würden die japanischen Erfolge hier noch viel größer sein, als sie sind. Außerdem spielen natürlich an einem Hofe wie dem chinesischen Intriguen besonderer Art ihre Rolle. So hatte es bald nach dem Edikt vom September 1906, aus für den Außenstehenden bisher undurchsichtigen Motiven, zeitweilig den Anschein, als ob der Großsekretär Juan Schi kai, damals Vizekönig von Tschili und neben dem alten Tschan Tschih tung wohl der bedeutendste unter den jetzigen Staatsmännern in China, zurückgedrängt und sein Einfluß durch den des reaktionären Lian Ting fan ersetzt werden sollte. Die Unruhe unter den Radikalen wurde daher wieder groß, und sie begann sich — auch nach westlichen Mustern — auf eine gefährliche Weise zu äußern: durch politische Attentate, zu denen nach chinesischer Art Selbstmorde hinzutraten, die das Volk nicht weniger aufregten. Der Gouverneur der Provinz Anhui wurde von radikalen Fanatikern ermordet; auf den Gouverneur von Schensi wurde ein vergeblicher Anschlag gemacht, und die ständigen Unruhen im Süden entwickelten sich zu einem dynastiefeindlichen Aufstand unter Führung eines radikalen Revolutionärs, Sun Yat sen, der, in Honolulu von chinesischen Eltern geboren und in der englischen Medizinschule in Hongkong als Arzt ausgebildet, China in einen republikanisch organisierten Bundesstaat nach dem Muster der Nordamerikanischen Union verwandeln will. Die Folge war wiederum ein Einschwenken des Hofes nach der liberalen Seite hin. Zum zweiten Male wurde im Herbst 1907 eine Kommission von drei hohen Beamten ins Ausland geschickt: diesmal in der verständigen Beschränkung auf drei Länder, Japan, Deutschland und England, und auf das Studium der dortigen Verfassungen im engeren Sinne. Außerdem versicherte die Regierung in einem neuen Edikt (September 1907) dem Volke ihre unentwegte Absicht, an der Zusage einer Volksvertretung festzuhalten, und setzte eine besondere „Kommission zur Vorbereitung der Verfassung“ ein. Die Behörden in Peking und den Provinzen erhielten Anweisung, das Volk zu belehren, daß China unter allen Umständen eine Verfassung erhalten würde, sobald die nötigen Vorarbeiten erledigt seien. Die Aufregung und Mißstimmung im Lande waren so hoch gestiegen und die zügellose Leidenschaftlichkeit der jungen politischen Schule in der Presse und in den Versammlungen nahm derartige Formen an, daß in den sogenannten Dezemberedikten in den letzten Tagen des verflossenen Jahres Redefreiheit, Preßfreiheit und Versammlungsrecht, die bislang von alten Zeiten her in China uneingeschränkt bestanden hatten,

energisch eingeschränkt werden mußten. In Wirklichkeit werden auch diese Edikte sehr ungleichmäßig gehandhabt, und die chinesischen Zeitungen bringen selbst in der Hauptstadt unmittelbar unter den Augen der Regierung, Artikel und Karikaturen, die die Regierung offen angreifen.

Derjenige Punkt, auf den es praktisch bei der ganzen Reform in China am meisten ankommt, weil von ihm alles Weitere abhängig erscheint, ist die volle Durchsetzung der zentralen Regierungsgewalt in den Provinzen, und im Zusammenhange damit die Verbesserung der Finanzlage. Gegenwärtig sind die Provinzen, wie wir bereits weiter oben Gelegenheit hatten zu bemerken, im Grunde selbstständige Staaten, in denen die Zentralregierung weiter keine Gewalt ausübt, als daß sie die Statthalter und die obersten Beamten ernannt, gewisse Matrifularbeiträge erhebt und, als ein bestimmtes Reservatrecht, die Staatsprüfungen nur an ihrem eigenen Sitz in Peking abhält. Abgesehen hiervon fehlt es ihr auch viel zu sehr an der Möglichkeit einer Kontrolle der Provinzialgouverneure. Diese, wie überhaupt die Verwaltungsbeamten, beziehen ein bloß nominelles und gänzlich unzureichendes Gehalt. Dafür haben sie das stillschweigende aber selbstverständliche Recht, von den eingehenden Steuern, Inlandszöllen, Gebühren usw. in loyalem Umfange für sich zu sorgen. Ebenso sind die Unterbeamten in den Provinzen nicht eigentlich Staatsbeamte, sondern persönliche Angestellte des Mandarins, der sie teils nach seinem Ermessen besoldet, teils annimmt, daß sie ihrerseits schon verstehen würden, von ihrem Amt zu leben. Auch dieses System findet seine Analogie nicht im modernen Staatswesen, sondern in den alten persischen Satrapien und bis zu einem gewissen Grade in der römischen Provinzialverwaltung. Die Schäden, die sich aus einer solchen Praxis ergeben müssen, liegen auf der Hand. Es ist für die Regierung in Peking so gut wie unmöglich, die Provinzialstatthalter dauernd und wirksam zu kontrollieren. Das einzige Gegengewicht gegen übermäßige Mißbräuche in den Provinzen ist darin enthalten, daß das Volk sich erfahrungsgemäß mehr als ein gewisses Maß von Unredlichkeit und Ausbeutung seitens der Beamten nicht gefallen läßt und daß, wenn dieses Maß überschritten wird, Unruhen entstehen. Diese sucht jeder Gouverneur zu vermeiden, weil sie ihn leicht ohne viel Untersuchung sein Amt kosten können. Infolge dieses Zustandes hat man in Peking nur einen sehr mangelhaften Ueberblick über die tatsächliche steuerliche und finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichs und der

Provinzen. Jede Reform, mag es sich um die Gründung von Schulen, um die Aufstellung moderner Truppenformationen oder um sonst etwas handeln, kann einstweilen nur auf dem Wege verwirklicht werden, daß die Regierung den Provinzialverwaltungen befiehlt, die Mittel für die Sache flüssig zu machen und für die Durchführung zu sorgen. Widerwilligen oder unfähigen Gouverneuren gegenüber ist sie ziemlich machtlos. Sehr anschaulich ist dieser Zustand in einem Artikel des Ostasiatischen Lloyd: „Der Kernpunkt der Reformen in China“ *) geschildert — und auch die positiven Vorschläge, die an jener Stelle gemacht werden, entsprechen dem Wesen der Sache. Es heißt dort: „Setzt kann jeder reformfeindliche Generalgouverneur die ihm anempfohlenen Reformen unter dem Vorwand ablehnen, daß ihm das Geld dazu fehle, da er schon so und soviel an die Regierung zur Bestreitung ihrer Ausgaben, zur Abzahlung ihrer Kriegssentschädigung, zur Verzinsung ihrer Anleihen sowie für die Hofhaltung und die Versorgung der Mandschus, so und soviel für die ordentliche Verwaltung seiner Provinz und so und soviel Geld für allerlei andere von ihm selbst eingeleitete Reformen zu bezahlen habe. Wie die Dinge heute liegen, fehlt der Reichsregierung jede Möglichkeit, seine Angaben nachzuprüfen, und so sind die Reformen größtenteils auch jetzt noch von der Willkür und dem Belieben der Generalgouverneure abhängig. Und oft genug kommt es vor, daß ein Generalgouverneur einen ihm erteilten Befehl aus Peking zum Anlaß nimmt, eine neue Steuer auszusprechen und sich durch sie zu bereichern, während er nach Peking berichtet, das Volk sei zu arm, die für die gewünschten Zwecke nötigen Summen auch nur annähernd aufzubringen Somit bliebe als einziges Mittel, den Finanzen der Reichsregierung aufzuhelfen, nur der Weg weiterer Anleihen im Ausland. Aber einmal ist Chinas Auslandsschuld schon jetzt recht bedeutend und sein Kredit nicht unbeschränkt, und dann fürchtet sich die Regierung davor, vom Ausland finanziell abhängig zu werden. Sie verfolgt bei ihren Reformplänen ja gerade hauptsächlich den Zweck, das Land vom Ausland unabhängig zu erhalten. Darüber, daß sie dieses Ziel nur durch grundlegende Reformen erreichen kann, besteht kein Zweifel. Zu diesen Reformen aber fehlt ihr das nötige Geld, und so befindet sie sich auf Schritt und Tritt in einer beständigen Zwischmühle.“

*) Vom 7. Februar 1908.

Es wird dann weiter vorgeschlagen (der Artikel stammt von beachtlicher Stelle), das Reformprogramm — abgesehen vom Schulwesen, das unter keinen Umständen einen Aufschub der Arbeit duldet — zunächst nur auf drei Punkte zu beschränken:

1. Regelung der Reichsfinanzen;
2. Stärkung der Zentralgewalt;
3. Durchführung einer modern organisierten Selbstverwaltung in den Provinzen.

„Um den ersten Punkt durchzuführen, ist vor allem nötig, daß die Regierung genau darüber unterrichtet ist, wie groß die jährlichen Einnahmen in jeder Provinz sind und wie hoch sich ihre Ausgaben belaufen Es würde ratsam sein, zunächst in jede Provinz je zwei von einander unabhängige, möglichst zuverlässige, im Ausland ausgebildete chinesische Finanzbeamte zu senden, die dort auf Grund des vorhandenen und zu sammelnden Materials und unter Zuziehung einer aus der Bürgerschaft gewählten Kommission, oder des Provinzialrats, Stats aufstellen. Ebenso müßte in den Ressorts der einzelnen Ministerien verfahren und auf Grund des auf diese Weise sorgsam zusammengestellten und von einer Oberbehörde, z. B. dem Zensorenamt, kontrollierten Materials ein einheitlicher Etat für das ganze Reich zusammengestellt und veröffentlicht werden. Auf Grund der damit im ersten Jahre gemachten Erfahrungen und Verbesserungsvorschläge dürfte allmählich ein richtiger Etat herauskommen.“ Es folgen dann noch Einzelheiten über das Programm der Verwaltungs- und Erziehungsreform, auf die einzugehen hier nicht möglich ist. Ueberhaupt will dieser Versuch das „Chinesische Problem“ ja nur in seinen Grundzügen verdeutlichen — nicht positiv und im einzelnen zu bestimmten Vorschlägen oder Ideen Stellung nehmen. Gerade für den hier verfolgten Zweck wird es aber vielleicht nützlich gewesen sein, in den wiedergegebenen Vorschlägen ein autoritatives Bild von der Schwierigkeit und Kompliziertheit der Aufgabe, vor der die chinesische Regierung steht, lebendig zu machen. Es versteht sich von selbst, daß der weitere Ausbau der Eisenbahnen die wichtigste Vorbedingung für die Modernisierung der Verwaltung ist. Ohne das ist der bestehenden Provinzial-Autonomie nicht wirksam beizukommen. Aber auch Eisenbahnen bauen kostet Geld, und hier wird die chinesische Regierung wohl schwerlich um weitere Beschreitung des Anleiheweges herumkommen. Bei verständiger Behandlung der Frage braucht sie auch weder politische noch wirtschaftliche Besorgnisse da-

vor zu haben. Das alte Hindernis für den Eisenbahnbau, die religiös-übergläubischen Vorurteile des Volks, die größtenteils auch nur ein Produkt der Aufreizung von oben waren, sind jetzt so sehr verschwunden, daß man fast bange vor der Entwicklung werden und wünschen könnte, es möge lieber etwas langsamer mit der Aufklärung gehen. Wie lange ist es denn her, daß die Chinesen die erste Eisenbahn in ihrem Lande, von Wusung nach Schanghai, die die Fremden gebaut hatten, wieder aufkauften, abrißen und selbst die Schienen außer Landes nach Formosa brachten, um die Wind- und Wassergeister zu beruhigen! Jetzt habe ich selbst im Innern von Schantung, auf dem Landmarsch zwischen Schuntöfu an der Peking—Hankau- und Tsinansu an der Schantungsbahn in einem Dorfwirtshaus eine lange Wandinschrift mit Kreide, anscheinend von einem reisenden chinesischen Kaufmann, gesehen, worin der Verfasser ein großes Loblied auf eine so schöne und nützliche Erfindung wie die Eisenbahn singt und den Leser ermahnt, jedes Vorurteil dagegen abzulegen. Ueber solche, wenn auch kleine, so doch bedeutungsvolle Züge kann man sich ja nur freuen, aber bedenklich muß es schon erscheinen, wenn man z. B. aus Südchina hört, wie die Leute jetzt bereit sind, uralte Familiengrabstätten mit den ehrwürdigen Thujahainen, die sie früher für nichts in der Welt hergegeben hätten, mit Leichtigkeit für geringe Summen zu verkaufen, die Gräber zu öffnen und die Ueberreste der Ahnen irgendwo anders von neuem beizusetzen. Ueberhaupt wird die Erschütterung der alten Familienreligion und des absoluten Pietätsprinzips durch die technische Modernisierung sicher noch von den schwerwiegendsten moralischen und materiellen Folgen begleitet sein, sobald erst nicht nur die Eisenbahnen, sondern auch die übrige moderne Industrie, Bergwerke, Fabriken usw., ihren Einzug in das Innere von China gehalten haben werden. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus kann sich China dieser Entwicklung schon deshalb nicht mehr widersetzen, weil es anders unmöglich auf den modernen geldwirtschaftlichen Standpunkt gelangen kann, an dessen Verwirklichung auch die Durchführung des Reformideals — Sicherung der Unabhängigkeit von den Fremden — bis zu einem bestimmten Grade gebunden ist. Ob und auf welche Weise es China gelingen wird, die Krise, in der es sich befindet, auch nach ihrer ethisch-religiösen Seite hin glücklich zu überstehen, das wird in erster Linie davon abhängen, wie es mit einer Sache fertig wird, die noch viel schwieriger ist, als Verwaltungs- und Finanzreformen: Gewinnung einer organisch

verbindenden Methode in der Aneignung der vaterländisch-chinesischen und der modernen westlichen Bildung. In dieser Frage liegt der innerste und härteste Kern des heutigen Chinesischen Problems verborgen.

Für die Chinesen wie für uns Abendländer, namentlich uns Deutsche, ist es dabei gleich bedeutsam, auf welche Weise die Fragen, die sich aus der Auseinandersetzung Chinas mit der europäischen Wissenschaft bisher ergeben haben und noch ergeben werden, von den europäischen Nationen begriffen und praktisch angefaßt werden. So wichtig die technischen Kulturfragen sein mögen: Militär- und Seewesen, Währungs- und Bankangelegenheiten, Eisenbahnen und Bergwerke, Verwaltungs- und Steuerreform — am wichtigsten von allem ist doch die Zukunft des chinesischen Schulwesens. Wir müssen es daher an dieser Stelle als unsere Aufgabe im besonderen Sinne ansehen, dieses Thema: die Beteiligung der Nationen an der Zukunft Chinas durch Mitarbeit an der Reorganisation des chinesischen Unterrichtswesens, näher zu behandeln. Gerade hier setzen auch unsere Konkurrenten auf dem chinesischen Markt ihre Hebel mit besonderer Energie an. Wir werden sehen, daß sie dabei auch vor Mitteln nicht zurückscheuen, die wir als unfaire bezeichnen müssen, aber es wird gut sein, wenn wir uns von Anfang an darüber klar sind, daß es durchaus nicht nur jene minder loyalen Wege sind, auf denen die Anderen uns den Rang in China abzulaufen suchen, sondern daß wir auch auf dem Gebiet des praktischen Verständnisses und der weitblickenden, zugleich patriotischen und geschäftsklugen Opferwilligkeit noch sehr, sehr viel von ihnen zu lernen haben. Erst wenn wir das tun, werden auch wir beim Verfolg unserer nationalen Interessen in China darauf rechnen dürfen, einen entsprechenden Aufschwung zu erleben.

Wie vielleicht auch in Deutschland schon bekannt sein wird, hat der amerikanische Petroleumkönig Rockefeller vor kurzem für Unterrichtszwecke in China 150 000 Dollars — über 600 000 Mark — jährlich, zunächst auf zehn Jahre, zur Verfügung gestellt. Die Empfänger dieser Stiftung sind eine amerikanische und eine englische Missionsgesellschaft in Schantung, die Presbyterianer- und die Baptistenmission. Diese beiden haben neuerdings eine „Schulunion“ geschlossen und sind jetzt am Werk, eine Hochschule für Chinesen: „The Protestant Shantung University“, zu errichten. Die Unterrichtssprache wird chinesisch sein,

aber mit starker Betonung des Englischen, namentlich in den vorgeschritteneren Kursen. Es ist ein Lehrkörper von etwa fünfzig Dozenten geplant, und zwar werden die Stellen keineswegs nur mit Missionaren oder Missionsverwandten besetzt werden, sondern es sollen namentlich für Medizin und technische Fächer auch tüchtige, gut bezahlte weltliche Lehrkräfte angestellt werden. Die theologische Fakultät, d. h. die eigentliche Missionsabteilung, wird dabei in taktisch kluger Weise von dem übrigen Hochschulkörper getrennt untergebracht, nämlich in dem gegenwärtigen Missionsitz Tsingtschoufu. Auch die medizinische Fakultät kommt für sich allein nach der Provinzialhauptstadt Tsinanfu; alles übrige nach der wichtigsten Binnenhandelsstadt von Schantung: Weihsien. Alle drei Plätze liegen innerhalb weniger Fahrtstunden von einander an der Schantungbahn.

Die Rockefeller'sche Spende wurde den beiden verbündeten Missionen bereits im Jahre 1907 prinzipiell zugesichert. Im vorigen Jahre ist der Plan der Hochschule auf der Konferenz der anglo-amerikanischen Schantungmissionare in Tsingtschoufu im einzelnen besprochen worden. Der board, dem die Leitung des Ganzen obliegt, soll aus drei englischen und drei amerikanischen Direktoren bestehen. Es ist ein Zeichen für die Klugheit der Gründer, daß sie auch den deutschen evangelischen Missionen in Schantung (Berliner Mission und Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein, kurz Weimarer Mission genannt) eine Mitwirkung angeboten haben. Wenn die Deutschen in irgend einer Fakultät, z. B. der medizinischen, eine ordentliche Professur von sich aus besetzen und die Kosten hierfür tragen wollen, so soll ihnen eine siebente Stelle im Direktorium eingeräumt werden. Die Berliner Mission hat von vornherein eine Beteiligung abgelehnt; der A. E. P. M. V. hat einen Vertreter zu der Konferenz nach Tsingtschoufu entsandt gehabt und ist grundsätzlich bereit, sich zu beteiligen. Die praktische Entscheidung wird vom weiteren Verlauf der Dinge abhängen. Natürlich ist der Vorschlag an die Deutschen in erster Linie mit Rücksicht auf die besondere Stellung Deutschlands in Tsingtau, an der Pforte von Schantung, erfolgt: Man hat sich gesagt, daß eine Courtoisie nach dieser Richtung einem Unternehmen, das auf Schantung berechnet ist, nur nützlich sein kann. Es wäre auch an sich unter Umständen denkbar, daß das deutsche Mitglied des Direktoriums aus seiner Stellung etwas mehr als eine bloße Atrappe machen kann, obwohl das schwerlich die Idee des Anerbietens sein wird. Viel interessanter ist aber die andere Frage: weshalb von amerikanischer Seite

gerade jetzt mit diesem Nachdruck vorgegangen wird, um zu einem besonderen unterrichtlichen Einfluß auf China und in China zu gelangen?

Natürlich gibt ein Mann wie Rockefeller sein Geld nicht her, wenn er nicht glaubt, am letzten Ende auch für seine besonderen Geschäftsinteressen etwas davon zu haben. Petroleum bildet einen an Bedeutung jährlich wachsenden Einfuhrartikel für China, und der Absatz darin ist mit der Erweiterung der modernen Verkehrsmittel für den chinesischen Markt, man möchte sagen unbegrenzt vergrößerungsfähig. Dabei wird es sich in näherer Zukunft voraussichtlich nicht nur um Beleuchtung, sondern auch um Motoren handeln. Schulen fördern den allgemeinen Kulturfortschritt, entwickeln materielle Bedürfnisse, erhöhen in ihrer schließlichen Wirkung Produktion und Konsumtion eines Landes. Schließlich heißt es dann auch: je mehr Bildung, desto mehr Petroleumbedarf! So könnte man ganz im groben diese Art von Kalkulation umschreiben. Aber es wird auf der andern Seite kein Zufall sein, daß die Rockefellerstiftung den beiden Missionen gerade in dem Augenblick zugesichert wurde, als die deutschen Schulpläne für Tsingtau bekannt wurden.

Den Lesern der Jahrbücher wird erinnerlich sein, daß zu Beginn des Jahres 1908 in der Budgetkommission beim Stat für Kiautschou über eine größere Forderung der Regierung, betreffend höhere Unterrichtsanstalten für Chinesen, debattiert und daß schließlich nur ein Teil der angeforderten Summe zu Vorarbeiten für den genannten Zweck bewilligt wurde. Seitdem sind mit der Regierung in Peking Verhandlungen gepflogen worden, deren Ergebnis nunmehr die Errichtung einer von China anerkannten Provinzialhochschule aus gemeinsamen deutschen und chinesischen Mitteln in Tsingtau sein wird. Diese ganze Idee, auf dem Wege der loyalen und systematischen Mitarbeit an der im Gange befindlichen chinesischen Unterrichtsreform, die geistigen und ökonomischen Beziehungen zwischen Deutschland und China enger zu knüpfen, erscheint als eine sehr naheliegende, wenn man den außerordentlichen Einfluß beobachtet hat, den die bisher unter viel ungünstigeren Verhältnissen tätig gewesenenen, von Westländern geleiteten Schulen in China während der letzten Jahrzehnte vor der Reform ausgeübt haben. Das Gouvernement von Kiautschou hat daher mit dem ursprünglich von ihm stammenden Plane eines deutsch-chinesischen höheren Schulwesens in Tsingtau einen sicher in die Zukunft

führenden Weg beschritten. Der beste Beweis dafür ist die sofortige Aufnahme der Idee durch die anglo-amerikanischen Missionen in Schantung und die Rockefellerstiftung!

Wenn wir gegenwärtig den Stand des chinesischen Bildungswesens und die vorhandenen Anfänge westlichen Einflusses auf diesem Gebiet überblicken, so gewahren wir zwei charakteristische und beherrschende Züge innerhalb des Bildes, das sich uns darbietet: 1. Einen deutlichen Mißerfolg aller bisherigen chinesischen Versuche, zu einem für China brauchbaren Typus der Schulreform zu gelangen, und 2. ein absolutes, nahezu ausschließliches Ueberwiegen der angelsächsischen, anglo-amerikanischen Arbeit innerhalb der Schulunternehmungen westlicher Herkunft. Diesen letzteren Zustand sehen wir verbunden mit einer starken Beeinflussung der kommerziellen Beziehungen Chinas namentlich im Sinne der amerikanischen, aber auch der englischen Interessen.

Der springende Punkt, aus dem heraus eine erfolgreiche Lösung des außerordentlich schwierigen Problems der chinesischen Unterrichts- und Bildungsreform allein erfolgen kann, ist die Notwendigkeit, das alte chinesische und das moderne westliche Prinzip wissenschaftlich-humaner Bildung und Erziehung zu einer organischen Neubildung zu verschmelzen. Wer den chinesischen Verhältnissen ferner steht, wird dabei leicht geneigt sein, den Anteil, der bei dieser Zusammenschmelzung der Elemente der altchinesischen Bildung gebührt, äußerlich wie innerlich zu unterschätzen. Wir müssen uns aber durchaus klar machen, daß China ein eigenes, uraltes, in den letzten und tiefsten Grundlagen seines Staats- und Nationalgefühls fundiertes Prinzip geistiger Bildung besitzt, dessen innere Kraft und Würde nicht an dem augenblicklichen Tiefstand der vieltausendjährigen Kurve chinesischer Kultur gemessen werden muß, sondern an der Lebensenergie, die dieses Volkstum und dieser Staat während einer zeitlich und räumlich gleich beispiellosen Entwicklungsgeschichte daraus gezogen haben. Eine Geschichte wie die chinesische kommt nicht zu Stande, ohne daß dem hier sich entfaltenden Kulturprinzip starke sittliche Werte innewohnen, und wir haben an einer früheren Stelle dieser Ausführungen gesehen, daß es bestimmte Staats- und moralpolitische Ideen, auf der Basis einer religiösen Ausgestaltung des Familienwesens, gewesen sind, die für die chinesische Kultur ihrem geistigen Inhalt nach bestimmend geworden sind. Daraus aber folgt für uns zweierlei: daß eine Regeneration Chinas unter Beiseitlassung der Wesenselemente seiner eigenen alten Kultur ein Un-

ding ist, und ferner, daß, *ceteris paribus*, die wirksamste Mitarbeit an der Reformierung der chinesischen Zustände derjenigen Nation zu Teil werden wird, die das zu lösende Problem seiner Natur nach am besten begreift. Das heißt also, daß alle Schulreform in China von dem Verständnis der chinesischen Bildung auszugehen hat.

Abgesehen von der stofflichen Besonderheit des chinesischen Bildungsmaterials ist nun der größte Unterschied zwischen dem alten chinesischen und dem modernen westlichen Unterrichtswesen der, daß in China zwar die Prüfungen, deren Bestehen zu gelehrten Graden und staatlichen Ämtern führte, von Staatswegen organisiert waren und ausschließlich durch staatliche Kommissare gehandhabt wurden, daß es aber jedem Prüfungsaspiranten überlassen blieb, auf privatem Wege die notwendigen Kenntnisse zu erwerben. Es gab Privatschulen, Privatlehrer, Schulen, die aus Stiftungen, von Familienverbänden, bisweilen auch von städtischen oder ländlichen Kommunen unterhalten wurden, aber der Typus der öffentlichen Staatsschule existierte in dem vorreformatorischen China nicht. Ebenso wenig kannte man den Begriff konzentrisch geordneter, in sich relativ abgeschlossener Bildungsstufen, wie sie bei uns etwa die Volksschule, das Gymnasium, die Universität repräsentieren. Von einer kundigen Stelle werden die Zustände, wie sie bisher existierten, kurz und prägnant folgendermaßen geschildert: „Der Schüler, der Lesen und Schreiben beginnt, sieht sich im Geiste als Bekinger Graduirter der höchsten Ehren teilhaftig. Das Studium hört beim Chinesen niemals auf; unermüdet strebt er weiter, um nach den verschiedenen Provinzial-examen zur großen Prüfung in der Hauptstadt des Landes zugelassen zu werden. Fällt er in einer Prüfung durch, so beginnt er seine Arbeit von neuem: es ist nicht selten, daß drei verschiedene Generationen sich zugleich um die höchsten Auszeichnungen bewerben, welche die nachgewiesene Bildung gewährt. Die Bildung besteht in der Kenntnis der chinesischen auf den Klassikern beruhenden Literatur. Als Erstes werden dem chinesischen Elementarschützen klassische Werke voll der größten sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten in die Hand gegeben. Die Methode beruht auf einem mechanischen Auswendiglernen dieser Bücher; die Erklärung des Sinnes erfolgt erst in späteren Jahren. Eine gründliche Kenntnis der klassischen Schriften wird dadurch ebensowenig erreicht, wie die Fähigkeit eines guten schriftlichen Ausdrucks; denn erfahrungsgemäß vergessen die Schüler das ohne jeden mnemotechnischen Anknüpfungspunkt eingelernte Material sehr rasch wieder. Die durchschnittlich gute Be-

kenntnis mit den klassischen Schriftstellern, welche in China zu finden ist, wird erst später durch die Praxis und den ständigen Gebrauch dieser Schriften wieder erreicht. Auch die Bildung des Stils erfolgt erst weit später durch Übung im Aufsatzschreiben. Die Folge dieser Methode ist, daß für denjenigen, der nicht die Zeit noch die Fähigkeit hat, den ganzen Studiengang zu vollenden, diese ganze Arbeit zwecklos gewesen ist. Er hat Dinge getrieben, die seinem Verständnis nicht nahe gebracht sind, und die deshalb weder haften noch irgend einen Nutzen gewähren. Im Gegenteil hat das mechanische Lernen anderen Fächern eine Menge Zeit entzogen und die Struktur des Geistes mechanisch und unselbständig gemacht.“

Der Tiefstand jener Methode und ihre mangelhaften Ergebnisse müssen bis zu einem gewissen Grade jedenfalls auch als Teilerrscheinung des allgemeinen Niederganges der chinesischen Kultur während der letzten Jahrhunderte angesehen werden. Seit dem Beginn der Reformära gehört aber diese Art von Bildungswesen der Vergangenheit an, und China ist grundsätzlich und praktisch zu dem abendländischen Prinzip des öffentlichen, staatlich organisierten und geleiteten Schulunterrichts mit aufsteigenden Bildungszyklen übergegangen. Es ist auch nicht daran zu denken, daß dieser Schritt je wieder zurückgetan werden sollte — dazu nehmen die Ereignisse einen viel zu schnellen Lauf — aber: die Versuche, das vorhandene Problem zu bemeistern, sind bisher ungeachtet der oft bewiesenen Energie des Anlaufs samt und sonders gescheitert. Die organische Verbindung zwischen chinesischer und westlicher Bildung ist bisher nirgends geglückt; weder in den reinen chinesischen Staatsschulen*) noch in den fremdländischen Missionschulen, die zum Teil auf eigene Hand, zum Teil auf Grund bestimmter Abkommen mit der Regierung einen brauchbaren modern chinesischen Unterricht zu stande zu bringen suchen — noch endlich mit Hilfe der Japaner. Die chinesische und die westliche Wissenschaft klaffen überall auseinander und das Ergebnis ist regelmäßig die Vernachlässigung des Chinesischen. Damit geht den Schülern der Zusammenhang mit der alten nationalen Bildung, geht ihnen das Verständnis und die Pietät gegenüber der überkommenen, im Volksbewußtsein bisher noch unerschütterlich verankerten Staats- und Gesellschaftsverfassung ver-

*) Als solche müssen nach den in China bestehenden Verhältnissen die jetzigen Schulen der Provinzialregierungen angesehen werden.

loren, während auf der anderen Seite die Resultate der westlichen Studien oft genug auch nur recht oberflächliche sind. Die Regierung sieht sich daher außer stande, die Staatsstellen, wie es ursprünglich ihre Absicht war, mit den Zöglingen der neuen Schulen zu besetzen. Das Mißlingen der eminent schwierigen pädagogischen, methodologischen und sprachwissenschaftlichen Aufgabe, aus chinesischer und abendländischer Wissenschaft eine neue Bildungseinheit zu schaffen, dazu die historisch-politische und technische Kultur des Abendlandes in organische Lebensgemeinschaft mit der konfuzianischen Staats- und Individualethik zu bringen, ist aber so gut wie ausnahmslos auch für die anglo-amerikanischen Gründungen typisch. Wenn irgend eine Aufgabe, so ist allerdings diese, die vor allem die Fähigkeit des Nachempfindens einer grundverschiedenen fremden Wesensart voraussetzt, dem Geist des Angelsachsentums nicht kongenial. Vielleicht ist sie es aber um so mehr dem unsrigen.

Für die ebenso naive wie arrogante Ausschließlichkeit der Angelsachsen in China bildet der Betrieb auf der „Meisterschule“ in Schanghai, einer Gründung der englisch-amerikanischen Church-Mission, klassische Belege. Studiendirektor Dr. Hawks Pott hat in chinesischer Sprache eine Schrift über Pädagogik verfaßt. In dieser belehrt er seine Leser und Schüler kurzweg dahin, daß das Englische für den Chinesen aus dem Grunde die einzige erlernenswerte Sprache sei, weil es zu sämtlichen Geistes-schätzen der europäischen Kultur den Zugang eröffne! Der Lehrplan der Schule (der offizielle Name ist St. Johns College) kennt diesem sprachlichen Grundsatz entsprechend auch im Fach der Weltgeschichte außer der chinesischen nur englische und amerikanische Geschichte! Nach demselben Prinzip überschlütten die anglo-amerikanischen Missionsdruckereien China mit kostenlos verteilten Verzeichnissen empfehlenswerter westlicher Bücher. In diesen gibt es selbstverständlich nur englische Titel, und wenn sich einmal die englische Uebersetzung eines deutschen oder französischen Werkes hineinverirrt hat, so sagt die groteske Auswahl oder ein Vermerk wie: „nach der japanischen Uebersetzung des deutschen Originals“ dem Kundigen mehr, als es der absolute Ausschluß alles Nichtenglischen vermöchte. Von anderer Art, als die Dokumente eines solchen extremen nationalen Chauvinismus, aber gleichfalls ein Beispiel der konsequenten Energie des Angelsachsentums auf dem Gebiet der unterrichtlichen Beeinflussung Chinas, ist die sogenannte Kaiserliche Universität von Schansi in Tainganfu,

der Hauptstadt der Provinz Schansi. Als nach dem Boxeraufstand die Schäden abgeschätzt wurden, die den Europäern in China durch die chinesische Regierung zu vergüten waren, entfielen auf die englische Mission in Schansi 500 000 Taels (ca. 1 $\frac{1}{2}$ Millionen Mk.). Der Missionsdirektor Dr. Richard machte den Chinesen den Vorschlag, statt dieser Summe zehn Jahre lang 50 000 Taels für eine unter Leitung der Mission stehende, aber mit staatlichen Vorrechten auszustattende Hochschule in Taingansu zu zahlen. Die Regierung ging darauf ein, und so entstand die „Imperial University of Schansi“. Durch die unermüdliche Tätigkeit von Dr. Richard ist das Unterrichtswesen in Schansi höher gehoben, als vielleicht in irgend einem anderen Teil von China. Es ist ein besonderes Institut zum Uebersetzen englischer Schriften ins Chinesische, es sind Bibliotheken und Museen errichtet und es wird hier wirklich tüchtige Arbeit geleistet: aber es ist alles englisch=propagandistisch bis ins Mark!

Die wenigen, meist unbedeutenden und gering dotierten deutschen Missionschulen in China, die sich überdies in nationaler Beziehung zum Teil bedauerlich indifferent verhalten, verschwinden in ihrer Wirksamkeit neben jenen großen englisch=amerikanischen Anstalten. So gibt es, um noch Beispiele zu nennen, das Christian College in Canton, die Methodistenchulen in Nanking und Peking, das North China College in Tungtschou, das Tung College in Sutschou, die Anstalten der bereits erwähnten Presbyterianisch=Baptistischen Schulunion in Schantung und andere mehr. Von den großen anglo=amerikanischen Unternehmungen in Peking, von der Medizinschule und den englischen Regierungsschulen für Chinesen in Hongkong, die tausende von Schülern mit der Kenntnis des Englischen ausrüsten und außerdem Stipendien besitzen, um begabten Schülern ein gründliches Studium in England zu ermöglichen, wird gleich noch die Rede sein.

„Was Englands Einfluß am meisten fördert, sind seine hervorragenden humanen Missions- und Regierungsschulen. Schon bald nach der Gründung Hongkongs wurden von der Regierung für die Chinesen englische Schulen eingerichtet. . . . Ganz ebenso gehen die Engländer in Singapore, Malakka, ja in ganz Indien (d. h. wo Chinesen leben) vor. Und die englische Regierung erwirbt sich auf diese Weise nicht nur den Dank der chinesischen Jugend, sondern auch den der Kaufmannschaft aller Länder, für die sie die Kompradores ausbildet.“ So schreibt nicht etwa ein Engländer, sondern eine

chinesische Zeitung!*) Engländer und Amerikaner haben im Verein mit einander auch eine besondere Organisation geschaffen, um der chinesischen Jugend, die englisch gelernt hat, die Wege zur wissenschaftlichen Weiterbildung in der Heimat der westlichen Wissenschaften zu ebnet. Diese Organisation liegt teils in China, teils in England und Amerika. Der „Ostasiatische Lloyd“ (Nr. 21, S. 961, Mai 1908) schreibt hierüber:

„Gerade in den letzten Jahren ist durch das erfolgreiche Zusammengehen Englands und Amerikas auf dem Gebiete des Erziehungswesens in China die Grundlage für eine gediegene Vorbildung der englisch sprechenden chinesischen Studenten im Ausland geschaffen. Um eine Japanisierung des geistigen Nachwuchses Chinas zu verhindern, sind vor einigen Jahren vier bedeutende amerikanische und englische Missionen, die amerikanische Presbyterianermision, die amerikanische Methodistenmission, die Londoner Mission und das American Board zusammengetreten, um das Union College in Peking zu gründen. Jede der Missionen sollte für eine der vier Unterrichtsabteilungen — Union Training College, Union College of Liberal Arts, Medical School, Theological College — die Gebäulichkeiten und ihren Unterhalt übernehmen, während für Lehrkörper und Unterrichtsgang eine einheitliche Leitung vorgesehen ist. Dem Plane entsprach die Ausführung, und auf diese Weise ist es möglich geworden, daß die Universitäten beider Länder in moralischer wie in wissenschaftlicher Beziehung nur gutes Studentenmaterial aus China erhalten.“ Nachdem der Verfasser das Leben und die Ausbildung der chinesischen Studenten auf den nordamerikanischen Universitäten geschildert hat, wendet er sich den Verhältnissen in Hongkong zu und bemerkt, daß die Schülerzahl an dem 1861 für Chinesen gegründeten Queens College in vierzig Jahren von 200 auf 1500 gestiegen ist. „Die Schule ist wie das St. Saviours College in Hongkong mit zu dem Zwecke gegründet worden, den Befähigsten unter ihnen schließlich den Besuch einer Universität in England zu ermöglichen. . . . Ähnlichen Zwecken dienen auch andere höhere, von Engländern in den Hauptplätzen Chinas im Süden und Norden begründete Schulen; lediglich für das Studium der Medizin ist das vor etwa zwanzig Jahren begründete Hongkong Medical College bestimmt, eine Hochschule für Chinesen, die zwar von der englischen Regierung unabhängig ist, aber von ihr stark gefördert wird. Eben-

*) Mitgeteilt und übersetzt im Ostasiatischen Lloyd, Nr. 21, vom 22. Mai 1908.

so ist das Medical College in Peking,*) das weitgehende Unterstützung von der chinesischen Regierung empfängt (sic!), lediglich dazu da, junge Chinesen in die medizinische Wissenschaft soweit einzumehren, daß sie später in England oder anderen Ländern (lies: Nordamerika) weiterstudieren können. Um besonders dieses letztere Ziel zu fördern, hat sich vor nicht gar zu langer Zeit in London eine Gesellschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe macht, sich der nach England kommenden, mit den Landesfitten nicht vertrauten chinesischen Studenten in jeder Weise anzunehmen, sie in englischen Familien unterzubringen, mit ihren Kommilitonen bekannt zu machen und ihnen ihre Pfade in jeder Weise zu ebnet und ihr Studium zu fördern." Wie eine besondere Art von Ironie klingt es dabei, wenn man erfährt, daß diese Londoner Unterstützungsgesellschaft für die in England studierende chinesische Jugend ihre Statuten fast wörtlich von dem Deutsch-Chinesischen Verkehrsausschuß in Berlin übernommen hat. Aber wie groß ist der Unterschied der Mittel und der nationalen Energie bei den deutschen und bei den englischen Plänen!

Angelsächsische Propagandaanstalten sind außer all diesen Schulen und Instituten auch die Educational Association of China und die Society for the diffusion of Christian and General Knowledge in Schanghai. Die meisten dieser Unternehmungen verfügen über eine so gute Organisation und so bedeutende Mittel, die ganz überwiegend von privater Seite zur Verfügung gestellt werden, daß wir Deutschen nur mit tiefer Beschämung vor der geleisteten Arbeit und vor dem Verständnis für die Förderung nationaler Ziele stehen können, das uns die Angelsachsen hier vorführen. Es ist billig, demgegenüber auf die Mangelhaftigkeit der pädagogischen Methoden und das meist vorhandene Mißverhältnis zwischen dem Aufwand von Mitteln und den erreichten Resultaten hinzuweisen. Die Resultate könnten größer sein, das ist wahr, aber sie sind immer noch groß genug, um Engländern und Amerikanern für die praktische Beeinflussung Chinas einen ungeheuren Vorsprung vor uns zu geben — einen Vorsprung, an dessen Einholung derjenige fast zu verzweifeln geneigt sein wird, der das Maß des bei uns auf solchen Gebieten noch vor kurzem herrschenden Verständnisses kennen gelernt hat.

*) Das oben genannte Institut der vereinigten englisch-amerikanischen Missionen.

Außer den Amerikanern und Engländern arbeiten bekanntlich auch die Japaner mit besonderer Energie an der Beeinflussung der chinesischen Bildungsreform. Ein direkter Wettbewerb mit diesem den Chinesen stammverwandten Volk kommt natürlich für uns weniger in Betracht, aber es ist immerhin interessant, auch hier einige Zahlen kennen zu lernen. So gab z. B. der japanische Generalkonsul Odagiri bei der Jahresversammlung der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge in Shanghai vor drei Jahren die Zahl der chinesischen Studenten in Japan auf rund 5000 und die Zahl der von Japan „auf Antrag der chinesischen Regierung“ nach China entsandten Lehrer auf 70 an, „von denen einige zu den bedeutendsten Professoren der Universitäten Japans zählen, auf welche Japan nur ungern selbst verzichtet. Japans Wunsch ist aber, noch mehr Studenten von China zu erhalten und noch mehr und bessere Lehrer nach China zu senden!“ Gegenwärtig wird von chinesischen Quellen die Zahl der in Japan studierenden Chinesen bereits auf das Doppelte — über 10000! — angegeben. Bedeutsam ist übrigens, daß sich jetzt in China sowohl gegen das Einströmen der japanischen Lehrkräfte als auch gegen das massenhafte Studium der chinesischen Jugend in Japan starke Bedenken geltend machen. Die Japaner verfolgen in China die Politik, ohne Rücksicht auf Methodik und Gründlichkeit die weitgehendsten Resultate in kürzester Frist zu versprechen. „Sowohl in Japan als auch in China“, schreibt eine kundige Stelle, „wo immer die Leitung des Schulwesens in japanische Hände gegeben war, wurden Unterrichtsanstalten mit ‚abgekürztem Lehrkurs‘, sogenannte ‚Schnellpressen‘, eingerichtet, die in einem oder mehreren Jahren, oft sogar in einigen Monaten, in alle möglichen Wissenschaften einzuführen versprachen. Nachdem die chinesische Regierung die alten Prüfungen abgeschafft hatte und die Erlangung literarischer Grade an den Besuch der neuen Schulen geknüpft war, wurde der japanische Einfluß auf die Schule durch Invasion billiger japanischer Lehrkräfte und Erschließung der Lehranstalten im eigenen Lande übermächtig. Das Halbwissen, mit dem die Jüglinge dort vollgepfropft wurden, hat wenig mehr getan, als die Köpfe verwirrt und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden bewirkt. Die Studenten, die vom Lande der aufgehenden Sonne den Morgentau moderner Bildung einzusaugen auszogen, kehrten vergiftet zurück, Nichtachtung gegen die Institutionen ihres eigenen Landes, Haß gegen alles Fremde im Herzen tragend.“

Neben dem englisch-amerikanischen und dem japanischen Einfluß kommen die übrigen westlichen Nationen zurzeit praktisch nicht in Betracht. Die Russen haben, trotz einiger Versuche in Peking während der Höheperiode ihres Einflusses, nie etwas Nennenswertes zustande gebracht, und nach der Niederlage gegen Japan sind sie im Bewußtsein eines jeden Ostasiaten als „Lehrmeister“ selbstverständlich ausgeschaltet. Der französische Einfluß könnte größer sein, wenn nicht die unter französischem Protektorat stehende katholische Mission bei den Chinesen — und nicht mit Unrecht — als Institut für gleichzeitige politische Propaganda mit besonderem Mißtrauen angesehen würde. Sowohl die Franziskaner als auch die Jesuiten haben Missionschulen, in denen französisch gelehrt wird, aber der Besuch, zumal der freiwillige, soll schwach sein. Für den äußersten Süden Chinas besteht die Möglichkeit, die französisch-chinesischen Regierungsschulen und die sogenannte Universität in Tongking zu benutzen, aber die fortdauernde und öfters sehr ungeschickte Gewaltpolitik der Franzosen an der Sünnangrenze verdirbt ihnen auch diese Chance, zu einem geistigen Einfluß im Süden zu gelangen. In dieser Beziehung handeln die Engländer klüger und vorsichtiger, wenn es auch neben jener oben zitierten chinesischen Lobrede auf ihre Schulen keineswegs an Stimmen des Mißtrauens ihnen gegenüber fehlt.

Wie nun aber sollen wir, angesichts des großen Vorsprunges in der Kühnheit, der Opferwilligkeit und den großen Mitteln der Engländer und Amerikaner — von dem japanischen Wettbewerb ganz abgesehen — es praktisch uns vorstellen, daß wir gleichfalls zu unserem Anteil an der Regeneration Chinas gelangen? Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: die Zeit der machtpolitischen Druckmittel China gegenüber ist vorbei, und die Nationen, die sich heute noch nicht von dem Gedanken an diese Methode freimachen wollen, wie die Japaner und Franzosen, werden sich über kurz oder lang zu ihrem Schaden davon überzeugen, daß sie irrten. Es gibt für absehbare Zukunft keinen anderen Weg zur Verfolgung loyaler und legitimer Interessen in China, als die Ueberzeugung der Chinesen, daß sie durch die nähere Verbindung mit diesem oder jenem unter den westlichen Völkern auch ihren eigenen Vorteil finden. Dabei muß, wie gesagt, der Gedanke an politische Bevormundung oder Kontrolle sei es ganz Chinas, sei es einzelner Teile des Reichs, mit vollkommener Aufrichtigkeit ausscheiden. Es handelt sich, kurz gesagt, darum, die Chinesen davon zu überzeugen,

daß sie bei der Riesenarbeit der Reorganisation ihres Staatswesens, die sie im vollen Ernste vorhaben, das beste und solideste Rüstzeug aus der Werkstatt des deutschen Geistes beziehen können. Nur auf diesem Wege wird es möglich sein, neben dem angelsächsischen auch dem deutschen Wesen einen gebührenden Einfluß auf die chinesische Kultur zu verschaffen. Dabei kann es für uns bei kluger Benutzung der Verhältnisse von großer Bedeutung werden, was die vom Studium der westlichen Staaten neuerdings in ihre Heimat zurückgekehrten chinesischen Auslandskommissare betont haben: daß die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen Deutschlands von allen europäischen Ländern am meisten annehmbar für die chinesische Geisteswelt seien! Nur dürfen wir nicht glauben, daß es so einfach sein wird, wirkliche Erfolge in der angestrebten Richtung zu erzielen. Es wird dazu vor allen Dingen eines ähnlich verständnisvollen und bewunderungswerten, aber von uns leider erst sehr wenig geübten Zusammenarbeitens zwischen amtlicher Politik, Presse und privater Initiative bedürfen, wie Amerika, namentlich aber England es aufweist; außerdem aber wird sich die öffentliche Meinung bei uns viel eingehender mit den ostasiatischen Angelegenheiten beschäftigen müssen, als es bisher der Fall ist. Man weiß bei uns viel zu wenig von China und man hat viel zu wenig eine Vorstellung davon, was jetzt in China geschieht, von welcher weltgeschichtlichen Wichtigkeit der Vorgang der Modernisierung Chinas ist und wie tiefgreifend schon in naher Zukunft die Folgen der Beteiligung oder Nichtbeteiligung an diesem Prozeß für jedes der westlichen Völker sein werden.

In praktisch-politischer Beziehung tut zunächst not, daß ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens zwischen China und Deutschland geschaffen wird. Dieses ist zurzeit nicht in hinreichendem Maße vorhanden, und außerdem betrachten es unsere Mitbewerber als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, seine Entstehung hintanzuhalten. Es wird lehrreich sein, hierfür einiges Material kennen zu lernen.

Vor mir liegt eine Veröffentlichung zum Gebrauch in den chinesischen Reformschulen:

A Geographical Catechism of Shantung, by Lin Shü Deh, a Graduate of Tenchow College, Shantung. With new maps and illustrations. A most useful edition for

Chinese Students and Merchants. Shanghai, printed at the American Presbyterian Mission Press 1907. *)

Der Verfasser, Zögling einer englischen Missionschule, lebt gegenwärtig in Weihaiwei. Er hat seine Geographie von Schantung in Katechismusform abgefaßt, und es ist interessant, zu vergleichen, in welcher Weise er hintereinander das englische Weihaiwei und das deutsche Tsingtau behandelt.

1. Weihaiwei.

Wo liegt Weihaiwei?

Nordöstlich von Wantenghsien, von Tschifu 160 Li entfernt. Es ist der wichtigste Kriegshafen der Provinz, das beherrschende Tor der Meerenge, auf drei Seiten von Bergen umlagert, auf einer Seite an das Meer grenzend. Es wurde unter der Mingdynastie von Hung Wu gegründet.

In welchem Jahre ist es an die Engländer zur Verwaltung pachtweise übertragen worden?

Im 24. Jahre Kuanghsü's im Sommer wurde es an England zur Verwaltung pachtweise übertragen, und zwar auf 25 Jahre.

Wie groß ist das Pachtgebiet von Weihaiwei?

2383 Quadratli, etwa soviel wie 285 englische Quadratmeilen.

Wieviel Dörfer und Einwohner hat es?

330 Dörfer mit etwa 150 000 Einwohnern.

Gibt es Fabriken oder nicht?

Es gibt eine Fabrik zur Herstellung destillierten Wassers für den Gebrauch der Engländer.

Was für Produkte werden erzeugt?

Sehr viele Fische und Krabben, sehr gute Mehlsauce. Es gibt Leute, die von fremden Provinzen herkommen, um sie zu kaufen.

Wie ist die Regierungsweise?

Jedermann innerhalb des englischen Gebiets wird von den englischen Beamten regiert. Es sind zwei chinesische Ämter errichtet, eines am Hafenufer und eines im Innern,

*) Der Text des Buches ist chinesisch. Die Uebersetzung verdanke ich Herrn Pfarrer Wilhelm in Tsingtau.

um die Angelegenheiten der Bewohner zu entscheiden. Als Polizisten werden Chinesen verwandt . . . Auf Lintungtao (der englischen Niederlassung) ist ein Polizeiamt, das gute Bucht hält, so daß die ruhigen Einwohner in Frieden leben.

Wo sind die beiden Leuchttürme von Weihaiwei?

Im Osten liegt ein kleiner Hügel namens Kihstienting, auf dem ein Leuchtturm erbaut ist; 40 Li nach Osten ist Hsietschiacho, wo ebenfalls ein Leuchtturm steht. Diese beiden Leuchttürme sind wichtige Anzeiger der für die aus- und ein-fahrenden Schiffer gefährlichen Stellen.

2. Tjingtau.

Welche Insel liegt südöstlich von Kiautschou?

Tjingtau. Es liegt auf einer Halbinsel. Nordwestlich davon liegen Tapautau und Siaupautau. Es liegt an einer geräumigen Bucht, die der wichtigste Anlegehafen der ganzen Provinz ist. Heutzutage ist es von Deutschland auf gewaltsame, unrechtmäßige Weise in Pacht genommen worden, doch hat China ein Seezollamt daselbst errichtet. Es hat etwa 40 000 Einwohner.

In welchem Jahre wurde es von Deutschland auf gewaltsame, unrechtmäßige Weise in Pacht genommen?

Im Winter des 23. Jahres Kwanghsü sind zwei Priester des Deutschen Reiches geschädigt*) worden. Darauf haben die Deutschen den unbedeutenden Vorwand benutzt, viel Lärm um nichts zu machen. Sie haben den Platz mit Gewalt an sich gerissen. Darauf wurde ein Vertrag geschlossen und die Grenze bestimmt in einem Umkreis von 100 Li; außerdem mußte ihnen gestattet werden, Forts anzulegen, ein Dock zu bauen, einen Provinzialgouverneur einzusetzen, Militär zu halten, Eisenbahnen zu bauen. Dazu bekamen sie das Recht auf den Vorteil, zu beiden Seiten der Eisenbahn innerhalb der Zone von 30 Li Bergwerke zu eröffnen. Als Zeitdauer wurden 99 Jahre festgesetzt.

*) Die „Schädigung“ bestand bekanntlich in grausamer Ermordung durch fanatisierten Pöbel.

Wie sind die Verhältnisse des genannten Platzes?

Die Wälder sind üppig, die Bäume blaugrün; die Berge sind hell, das Wasser ist klar; leuchtender Nebel und dunkle Farbe; die Luft ist kühl und schön; Straßen und Gassen und weite Plätze sind rein und eben; hohe Terrassen, geräumige Häuser mit bemaltem Fachwerk und geschnitzten Balken: ein wundervoller Anblick. Bei Nacht haben die Läden, Hotels und Straßen alle elektrische Lampen, die die ganze Nacht lang das Dunkel durchdringen und die Nacht zum Tag machen. Die natürlichen Verhältnisse stehen hinter denen von Schanghai nicht zurück.

Was für Fabriken gibt es?

Ein Elektrizitätswerk, eine Eisenwerkstätte, eine Maschinenziegelei, eine Zuckerfabrik (?).

Was sind die Ausführprodukte des genannten Platzes?

Strohborsten, Kinderhäute und Schweineborsten sind die wichtigsten.

Wie sind die Handelsverhältnisse?

Seit das Deutsche Reich sich an der Kiautschoubucht auf gewaltsame Weise festgesetzt hat, hat es einen Generalgouverneur ernannt, einen Freihafen geöffnet und Eisenbahnen gebaut, so daß die Handelsverhältnisse eigentlich eine große Blüte zeigen müßten. Weil jedoch die Regierungsweise so schlecht ist, daß die Geschäfte vollständig unterbunden sind, ist von Gewinn kaum eine Spur vorhanden. Seit der Eröffnung des Handelsplatzes sind schon 18 Millionen Pfund Sterling*) aufgewandt worden, während der Export im vergangenen Jahre einen Gesamtwert von knapp 400000 Pfund Sterling ausmachte. Deshalb haben die maßgebenden Kreise in Deutschland davon gesprochen, die Kiautschoubucht wieder aufzugeben. Ob es aber wirklich ausgeführt wird oder nicht, ist noch nicht bestimmt.

Wo ist der Leuchtturm von Tsingtau angebracht?

Auf der westlichen Ecke der Insel, die Kap Fäschke heißt, haben die Deutschen einen Leuchtturm gebaut, der Insel Huangtau gegenüber, der die wichtigste Einrichtung ist, den Meerpanzerschiffen den Weg zu zeigen

*) Das wären über 360 Millionen Mark!! In Wirklichkeit sind für Tsingtau, einschließlich der Befestigungen, bisher 110 Millionen Mark ausgegeben worden.

Das ist also die anglo-chinesische politische Geographie von Weihaiwei und Tsingtau. Man beachte den Unterschied in der Ausdrucksweise, z. B. wo der Schreiber von der Okkupation von Tsingtau und von Weihaiwei spricht. Man beachte die gehässige, unwahre und übertreibende Darstellung der deutschen Ausgaben für Tsingtau, der Handelsverhältnisse und der Regierungsweise. Besonders charakteristisch für den Verfasser sind Dinge, wie die Erzählung von den „geschädigten“ Priestern des Deutschen Reichs oder seine Bemerkungen über die Leuchttürme. Die Leuchtfeuer im englischen Weihaiwei sollen die Schiffe vor gefährlichen Stellen warnen — die im deutschen Tsingtau sollen den „Meerpanzerschiffen“ den Weg zeigen. Wohin und wozu, das versteht natürlich jeder. In Weihaiwei ist sogar die Polizei ideal — in Tsingtau ist die ganze Verwaltung miserabel. Welche Einflüsse aber bei der Entstehung dieses Werkes tätig gewesen sind, das wird nicht schwer zu sagen sein.

Das ist ein Beispiel. Es gibt noch ein anderes Geographiebuch für englische Missionschulen in China, das ich mir leider nicht selbst habe verschaffen können, doch ist mir von zuverlässiger Seite versichert worden, es ständen darin die Staaten und Völker der Welt in verschiedener Ausführlichkeit abgehandelt, bei weitem am ausführlichsten natürlich England, die Vereinigten Staaten und Japan, die übrigen Nationen dann kürzer und über Deutschland nur der eine Satz: Deutschland ist diejenige Nation, die durch den gewaltsamen Raub von Tsingtau auch andere Völker dazu gezwungen hat, Niederlassungen von China zu erwerben — oder so ähnlich! Aus eigenem Augenschein kenne ich noch einen chinesischen Schulatlas, gleichfalls von englandsfreundlicher und deutschfeindlicher Seite bearbeitet. Darin führen auf den betreffenden Kartenblättern von allen Staaten der Welt nur England und Japan das bei Völkern und Ländern gebrauchte spezielle Epitheton für „groß“. Andere „große“ Nationen gibt es für diese Art geographisch-politischen Propagandaunterrichts nicht. Japan, England, die englischen Kolonien und Amerika sind jedes auf besonderen Kartenblättern in möglichst großem Maßstabe möglichst ausführlich dargestellt — Deutschland dagegen bei Dänemark, Bulgarien und einigen anderen Mächten von ähnlicher Bedeutung in kleinem Maßstabe und auf annähernd demselben Raum, wie jene kleinen Staaten. Selbst auf der Karte von Afrika ist durch eine besondere Kolorierungsmethode der Eindruck vermischt, daß nicht nur England, sondern

auch Deutschland dort umfangreiche Kolonien besitzt. Der Einfluß dieser anglophil-antideutsch aufgemachten Lehrmittel kann für unsere Interessen nur als in hohem Grade gefährlich eingeschätzt werden, und zwar ist es immer wieder Tsingtau, das von den Gegnern als Stachel benutzt wird, um auf die Chinesen zu wirken. Es ist Tatsache, daß das chinesische Nationalgefühl, namentlich in Schantung, die Okkupation von 1897 bis auf den heutigen Tag noch nicht verwunden hat — dank den beständigen Hexereien von anderer Seite und dank unserer Arbeiten, die Tsingtau, das früher unbeachtet dalag, jetzt zu einem der eindrucksvollsten Plätze Ostasiens gemacht haben. Sogar jenes eben zitierte chinesische Pamphlet über Tsingtau in dem geographischen Abriss von Schantung wird zum begeisterten Lobredner der Stadtanlage, der Aufforstungen, der öffentlichen Einrichtungen, wie Beleuchtung, Sauberkeit usw. Alle Welt in Ostasien sieht auf Tsingtau, und gerade die kritischsten Urteile sind oft die am meisten interessierten. Vor allen Dingen aber haben die Chinesen das Mißtrauen — und es wird eifrig von anderer Seite geschürt — als ob wir von Tsingtau aus noch eine Erweiterung unseres politischen Besitzes in Schantung anstrebten. In dieser Beziehung sind auf unserer Seite leider in früherer Zeit einige Fehler vorgekommen, die zu Mißverständnissen Anlaß geben konnten. Es haben nach der Besetzung von Tsingtau etwas zuviel kriegerische Expeditionen nach Schantung hinein stattgefunden. Drei davon fanden im Jahre 1899 und Anfang 1900, vor den Boxerunruhen, statt. Insbesondere die sogenannte Kaumi-Expedition im Juni 1899 wurde von den Chinesen als ein Unrecht empfunden. Die Bauern von Kaumi fühlten sich damals bei der Expropriierung für den Eisenbahnbau benachteiligt, weil das minderwertige Kiautschouland hoch abgeschätzt und bezahlt war, der fruchtbare Boden der Kaumi-Niederung aber, der mit vieler Mühe und dreißigjähriger Arbeit durch Aushebung breiter und tiefer Gräben um jeden Acker aus einer schlammigen Niederung geschaffen war, zu niedrig, wie auch die Ernte, die darauf stand. Ferner wurden die geplanten Durchlässe für den Wasserabfluß von den Einheimischen als in der Regenzeit ungenügend erachtet. Die Kreisbeamten hatten auf Veranlassung der Bauern mehrfach erfolglos Einsprache erhoben und reisten schließlich nach Tsingtau, wurden aber von der Eisenbahnverwaltung abgewiesen. Als die Bauern sich hilflos sahen, ohne genügendes Kaufgeld und ohne Sicherheit gegen Ueberschwemmungen, rissen sie die Pfähle aus und vertrieben die Arbeiter. Auf Requi-

sition und im Vertrauen auf die Darstellung der Eisenbahnverwaltung entsandte das Gouvernement im Juni 1899 ein Detachement mit 6 Geschützen. Ein Dorf wurde gestürmt, 18 Chinesen erschossen, viele verwundet und 3400 Taels Schadenersatz auferlegt. Die Bauern mußten sich schließlich fügen, aber zwei Jahre später kam der prophezeite starke Sommerregen. Die Flut überschwemmte die Dörfer und zerstörte die Aecker, der Eisenbahndamm wurde weggerissen und die Eisenbahnbrücken schwer beschädigt; ca. 20 neue Durchlässe mußten hergestellt werden. Ein Teil der dadurch entstandenen Extrakosten hätte vorher genügt, um die Bauern zufrieden zu machen und den Schaden zu vermeiden. Die Unzufriedenheit der Bauern mit der Eisenbahn wurde durch die Strafexpedition gesteigert; weitere kriegerische Expeditionen und die dauernde Besetzung der Städte Kiautschou und Kaumi durch deutsche Truppen im Jahre 1900 während der Boxerunruhen folgten. Die letztere Maßregel wurde insbesondere durch ihre vorläufige Fortdauer auch nach Fertigstellung der Bahn schwer empfunden.

Nach der Vollendung der Bahn haben sich die Verhältnisse allerdings sehr gebessert, und diese Eisenbahn ist der Bevölkerung eine vertraute Größe geworden, deren Nutzen jedermann offenbar ist. Trotzdem aber sind die früheren Vorfälle sehr im Gedächtnis der Leute geblieben. Dafür, daß man in Peking dem deutschen Einfluß in Schantung auch jetzt noch recht mißtrauisch gegenüber steht, bietet außer den fortwährenden Mahn- und Weckrufen in der chinesischen Presse eine Verfügung des Unterrichtsministeriums vom Jahre 1907 einen Beweis. Durch diese ist der deutsche Unterricht an den niederen und mittleren Schulen der Provinz Schantung, der früher durch die regierungsseitig bestätigten Schulstatuten neben der englischen, französischen, russischen und japanischen Sprache fakultativ anheimgestellt war, untersagt worden. In den Kreisen Kaumi und Kiautschou, die unmittelbar an das Schutzgebiet grenzen, sind die bestehenden Anfänge deutschen Unterrichts trotz dieses Erlasses bisher nicht weiter gehindert worden. An anderer Stelle in Schantung wurde aber die bereits geschehene Berufung von Lehrkräften für die deutsche Sprache wegen dieses Erlasses rückgängig gemacht, und ganz neuerdings ist eine ähnliche sehr auffallende Maßregel von seiten der Provinzialverwaltung von Schantung sogar für Kaumi verfügt worden.

Auch die Haltung der deutschen Postverwaltung hat die Chinesen jahrelang zu Mißtrauen und zu Klagen veranlaßt. Unvorsichtige Zeitungsartikel über die notwendige Ausdehnung der deutschen Post

in das Schantunghinterland haben hier entschieden geschadet. Bei der Eröffnung der ersten Strecke der Schantungbahn verweigerte die Eisenbahnverwaltung gemäß Anweisung der deutschen Postdirektion die Beförderung der chinesischen Post ins Hinterland, da die Beforgung seitens der deutschen Post als Monopol beansprucht wurde. Auch daß die Bahnhöfe nicht nur im Schutzgebiet, sondern auch in der chinesischen Provinz Schantung deutsche Postbriefkästen haben, mißfällt den Chinesen, und es kam sogar dazu, daß der Gouverneur von Schantung der Bevölkerung verbot, Häuser an die deutsche Post zu verkaufen oder zu vermieten und Briefe mit der deutschen Post zu befördern. Diese ganze Postfrage war das Mißtrauen nicht wert, das sie bei den Chinesen verursacht hat. Noch mehr klagte man auf chinesischer Seite über die Fortdauer der Besatzung in Kiautschou und Kaumi, nachdem der Bahnbau nicht nur gesichert, sondern auch vollendet war. Die Chinesen sind auch heute noch nicht davon abzubringen, daß nicht der gute Wille Deutschlands, sondern die Besorgnis wegen Japan die schließliche Zurückziehung der Truppen von dort veranlaßt hat. Ein Gegenzug der Chinesen gegen die befürchtete „Auffaugung“ Schantungs durch die Deutschen war z. B. die freiwillige Eröffnung von Tsinansu und anderen Plätzen im Innern von Schantung für den internationalen Fremdhandel. Es sollten dadurch auch die anderen Völker praktisch soweit interessiert werden, daß sie sich widersetzen, sobald Deutschland Schantung nehmen wollte. Im Zusammenhang hiermit haben die Chinesen auch begonnen, an Kanäle, Dampfer und Eisenbahnlinien zu denken, die den Schantunghandel von Tjingtau wieder ab und nach Tschifu hinlenken sollen. Jede Maßnahme von deutscher Seite, an die sich irgend eine Verdächtigung hängen läßt, um das Mißtrauen der Chinesen zu schüren, wird von den übrigen Nationen, vor allen Dingen von den Engländern und Japanern, dazu benutzt, um uns nach Möglichkeit zu diskreditieren. So war es auch ein sehr geschickter Schachzug, daß Japan und England 1905 unter Beiseitlassung aller übrigen Mächte von sich aus eine formelle Abmachung über die Integrität Chinas trafen. Die Unbesonnenheit und Voreiligkeit Japans, trotzdem seinen Einfluß in China zu erweitern, hat aber in den Jahren seit dem russisch-japanischen Kriege die anfangs sehr günstige Stellung der Japaner in China bereits stark erschüttert; es ist daher Zeit für die deutsche Politik, jetzt von ihrer Seite den Anfang zu einer möglichst chinafreundlichen Politik zu machen.

„Chinafreundlich“ aus Prinzip ist zurzeit und schon seit lange auch die Politik der Vereinigten Staaten — bis zu dem Grade, daß man sich auf seiten der übrigen Mächte zuweilen nicht ohne Grund darüber beklagt hat, die amerikanische Diplomatie in Peking dispensiere sich selbst von der notwendigen Mindest-Rücksichtnahme auf die Solidarität der westlichen Kulturnationen. Sicher ist es zum großen Teil eine Frucht dieser Politik, die eingestandenermaßen der Entwicklung des Absatzes amerikanischer Waren in China dienen soll, wenn der Export der Vereinigten Staaten nach China sich so kräftig entwickelt hat. Bekanntlich haben sich die Amerikaner auch in der Zeit der Boxerunruhen nach Möglichkeit zurückgehalten und vor einiger Zeit den Chinesen den größten Teil der seinerzeit für zerstörtes amerikanisches Eigentum und für Expeditionskosten festgesetzten Entschädigung wieder zurückgezahlt. Ein besonders geschickter Schachzug war es dabei, daß die angeblichen „wirklichen entstandenen Kosten“ abgezogen und einbehalten wurden. Auf diese Weise wurde bei den Chinesen der Eindruck erweckt, daß sie von den Europäern bei der Festsetzung der sogenannten Boxerindemnität durch hohe Ueberforderungen geschädigt und daß nur die Amerikaner so nobel gewesen seien, auf diese ungerechte Bereicherung zu verzichten. Auf chinesischer Seite vergleicht man natürlich dieses Verhalten der Amerikaner z. B. mit der deutschen Entschädigungsforderung für die Kasernenbauten in Kiautschou und Kaumi. Diese Gebäude wurden errichtet, als der Eisenbahnbau landeinwärts von Tjingtau durch die Boxerunruhen in Schantung gefährdet erschien und Truppen zum Schutz der Arbeiten ins Hinterland vorgeschoben werden mußten. Wir haben bereits betont, daß für die an sich beabsichtigte Zurückziehung dieser Truppen ein minder geeigneter Moment gewählt wurde: unmittelbar nach dem Siege der Japaner über die Russen, anstatt baldmöglichst nach Fertigstellung der Bahn. Außerdem aber erforderten es unsere nun einmal bestehenden fiskalischen Verwaltungsprinzipien, die uns in überseeischen Angelegenheiten schon viel Schaden verursacht haben, sowie die Rücksichtnahme auf die stete Forderung des Reichstages nach „eigenen Einnahmen“, daß den Chinesen bei der Räumung die Herstellungskosten der Kasernements in Rechnung gestellt wurden. Nach chinesischer Auffassung waren dagegen diese Kosten bereits in der Boxerindemnität mit einbegriffen. Man kann über die Berechtigung dieses Standpunkts verschiedener Meinung sein, aber die Chinesen argumentierten diesmal tatsächlich in gutem Glauben, und es wäre

von Nutzen gewesen, wenn man ihnen die Konzession hätte machen können. Die maßgebenden Stellen glaubten dazu nicht in der Lage zu sein, und sie waren es unter dem Gesichtspunkt der bei uns geltenden Prinzipien tatsächlich nicht. Natürlich war es nun auch nicht möglich, dem Wunsche gehörigen Nachdruck zu geben, daß chinesischerseits die geräumten Gebäude z. B. zu Schulzwecken unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen verwendet würden. Was dagegen die Amerikaner bei der Rückzahlung der Indemnität erreicht haben, hat sich jetzt eben gezeigt: Durch Edikt der chinesischen Regierung ist bestimmt worden, daß mit Rücksicht auf die bewiesene freundschaftliche Handlungsweise der Vereinigten Staaten jährlich hundert chinesische Studenten zur Vollendung ihrer Ausbildung dorthin entsandt werden sollten. Wahrscheinlich hat diese Zusage von vornherein den materiellen Gegenwert gebildet, den die Amerikaner beanspruchten, und die Form, in der sich das ganze Abkommen vollzog, bedeutet nur eine Rücksichtnahme auf das bekannte chinesische Prinzip des Gesichtwahrens. Man stelle sich die praktische Bedeutung dieser Tatsache vor: Hundert junge Leute aus der Zahl der zur intellektuellen und politischen Führung berufenen akademischen Anwärter kommen alljährlich aus China nach den Vereinigten Staaten, studieren dort einige Jahre Englisch, Staatswissenschaften, Geographie, Technik, Warenkunde usw., und kehren dann im Besitz der Gleichung: Kultur, Wirtschaft, Industrie, Technik des Westens = amerikanische Kultur, Wirtschaft usw. in ihr Vaterland zurück! Daß das einige Millionen rückvergüteter Dollars wert ist, wird niemand bezweifeln, der eine Idee von den Verhältnissen hat.

Ins Praktische übersetzt müssen alle diese Dinge für uns besagen, daß wir zunächst und unter allen Umständen das an sich vorhandene und von anderer Seite unablässig geschürte Mißtrauen der Chinesen gegen unsere vermeintlichen politischen Ansprüche beseitigen müssen. Das angebliche Radikalmittel, die einfache Rückgabe von Tsingtau, kann zu diesem Zwecke schon deshalb nicht in Betracht kommen, weil es unsere Stellung und unser Ansehen im fernen Osten mit einem Schlage ruinieren würde und weil niemand wissen kann, ob uns nicht in der ostasiatischen oder in der allgemeinen Weltpolitik Tsingtau noch einmal von hohem, vielleicht von entscheidendem Wert sein wird. Es gibt aber auch abgesehen von der wirklichen Rückgabe an China, gerade mit Rücksicht auf den Wert, den die Chinesen auf äußere und for-

melle Dinge legen, nicht wenige Möglichkeiten, ihnen gefällig zu sein, ihr Mißtrauen zu zerstreuen und einen Anspruch auf Entgegenkommen ihrerseits zu gewinnen. Näheres Eingehen auf Einzelheiten wird sich an dieser Stelle erübrigen; es genügt, festzustellen, daß wir in der Lage sein müssen, jeder Verdächtigung von anderer Seite einen einwandfreien Beleg unserer Loyalität in betreff Tsingtaus und Schantung entgegenzuhalten.

Die erfolgreiche Beseitigung des noch vorhandenen chinesischen Mißtrauens vorausgesetzt, müssen wir nun daran gehen, China den praktischen Beweis zu liefern, daß es durch eine umfassende Heranziehung deutscher Kräfte für das Reformwerk seine eigenen Interessen am besten wahrnimmt. Das kann nur geschehen, wenn wir die Chinesen durch den Augenschein davon überzeugen, daß unser spezifisch deutscher Kulturbesitz sowohl in geistiger als auch in materieller Beziehung der Kultur aller übrigen Nationen mindestens ebenbürtig, womöglich überlegen ist, und daß er außerdem auf besondere Weise den Bedürfnissen Chinas entspricht. Zweierlei ist hierfür zu leisten: 1. ein deutsch-chinesisches Musterschulsystem in China, in Verbindung mit einer Organisation für das Studium chinesischer Hochschüler in Deutschland, 2. eine deutsch-chinesische Lehrmittel- und Uebersetzungsliteratur.

Um mit der letzteren Aufgabe zu beginnen, so mag ein Beispiel zeigen, welche besonderen Schwierigkeiten hier vorliegen. Dem Chinesischen fehlen bisher Äquivalente für den größten Teil unserer technischen und wissenschaftlichen Fachausdrücke. Mag es sich um Maschinenbau, Medizin, Pädagogik, Geologie, Staatswissenschaften oder irgend eine andere Disziplin handeln: der Uebersetzer oder Lehrer wird in vielen Fällen ratlos vor der Aufgabe stehen, die fraglichen Begriffe und Ausdrücke im Chinesischen unmißverständlich wiederzugeben. Der Ausweg, der den europäischen Sprachen offen steht, das gräko-lateinische Fremdwörterssystem, ist im Chinesischen aus Gründen, die im Bau und in der Schreibung der Sprache liegen und die ihrer Natur nach unüberwindlich sind, nicht gangbar. Es muß also auf allen Gebieten der Wissenschaft und der technischen Praxis eine feststehende neu-chinesische Fachsprache geschaffen werden. Gegenwärtig ist der Zustand der, daß jeder Chinesische oder europäische Uebersetzer auf eigene Faust einen Ausdruck oder eine Komposition innerhalb des ihm geläufigen chinesischen Sprachguts und der ihm bekannten Zeichen sucht, um die fragliche Sache wiederzugeben. Man braucht dabei noch gar nicht an die modernen chemischen

Wortungeheuer oder an die Terminologie des Hegelianismus zu denken, die selbst eine Sprache innerhalb der Sprache ist, um zu erkennen, welche Schwierigkeiten hier vorliegen. Die größte Schwierigkeit ist natürlich die, daß jetzt eine vollständige Verwirrung einreißt. Zwei Leute z. B., die denselben Gegenstand, aber mit anderer Wiedergabe der Fachausdrücke, sich angeeignet haben, verstehen einander oft garnicht. Dieses Durcheinander ist nur durch eine umfassende lexikographische Arbeit zu klären, die in drei Kolonnen, Deutsch, Englisch und Chinesisch, die lexikalischen Äquivalente nach Disziplinen geordnet, festsetzt. Ohne Mitheranziehung des Englischen ist bei der beherrschenden Stellung, die diese Sprache gegenwärtig noch in China einnimmt, an offizielle Reception eines allgemeinen Fachlexikons nicht zu denken. Zurzeit wird von privater deutscher Seite bereits an der Bewältigung dieser höchst schwierigen und äußerlich wenig dankbaren, aber absolut notwendigen Aufgabe gearbeitet. Es ist natürlich ausgeschlossen, daß hier auf den ersten Wurf etwas Abschließendes entsteht, aber sobald erst ein brauchbarer Kern da ist, werden die noch fehlenden Bestandteile sich mit Naturnotwendigkeit ankrystallisieren, denn das Bedürfnis nach einer bestimmten Richtschnur ist ein schreiendes.

Die zweite Aufgabe auf diesem vorbereitenden Gebiet ist die Schaffung einer Art von Enzyklopädie der westlichen Wissenschaften für den chinesischen Gebrauch, in Form kurzer aber gehaltvoller Darstellungen. Historie, Nationalökonomie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie, Religion, Kosmologie, Anthropologie, Weltliteratur, Politik und Recht gehören, von den eigentlichen Fachwissenschaften abgesehen, vor allen Dingen hierher. Derartige Arbeiten, zu denen in der Regel zwei Verfasser, Autor und Uebersetzer, nötig sein werden, sind absolut notwendig, um die erste Aufklärung innerhalb der literarisch gebildeten Schicht Chinas zu leisten. Sie müssen nach Sachinhalt und wissenschaftlicher Objektivität auf der Höhe stehen (wessen sich die übrigen Nationen in dieser Hinsicht von englischer und amerikanischer Seite zu versehen haben, zeigen ja die erwähnten Atlanten und Lehrbücher und das Programm des St. Johns College in Schanghai), aber sie werden ihren Zweck in China abgesehen hiervon nur dann voll erreichen können, wenn sie außerdem noch möglichst in direkter Beziehung auf die herrschenden chinesischen Vorstellungen und in Anknüpfung an die Ideen der bisherigen chinesischen Bildung und Wissenschaft abgefaßt werden. Vor allen Dingen ist eine verständnisvolle Auseinander-

setzung mit dem Konfuzianismus und der übrigen klassischen Literatur der Chinesen notwendig. Wir dürfen nie vergessen, daß die konfuzianische Ethik als Regulativ der Sitte, als Geschichts- und Moralphilosophie, aber auch zugleich als die einzige Basis, auf der dem Chinesen die Verbindung zwischen den Gebieten der Religion und der Sittlichkeit vollziehbar ist, den geistig-geschichtlichen Tragpfeiler des chinesischen Wesens bildet. Zu einem mehr als äußerlichen Einfluß auf die jetzt in China sich vollziehende Umwertung der alten nationalen Kulturwerte werden wir nur gelangen, wenn wir den Chinesen zeigen, daß wir Verständnis für ihre alte Bildung haben und daß wir auf Grund eines solchen Verständnisses an den entscheidenden Punkten, wo die Auseinandersetzung des Alten und des Neuen für sie zur Krisis wird, mit ihnen mitzudenken imstande sind. Das ist ein schwieriger Weg zu geistigem Einfluß auf den Wandel der chinesischen Kultur, aber ein sicherer — ein viel sichererer, als territoriale Abtretungen und Panzerschiffsbestellungen. Zugleich aber dürfen wir darauf vertrauen, daß für unsere besondere Art, für unsere Fähigkeit des inneren Anempfindens und Sichangleichens gegenüber fremder nationaler Eigenart, die so oft zu unserer Schwäche geworden ist, diesmal das Feld gerade günstig ist, so daß wir trotz des weiten Vorsprunges der Angelsachsen doch noch auf Erfolg hoffen können. Allerdings: Voraussetzung dafür ist, daß man bei uns eine genügende Vorstellung von der eminenten Bedeutung der Aufgabe für unser nationales Gesamtinteresse gewinnt. Dies ist der Punkt, an dem gewisse Zweifel leider noch nicht gegenstandslos sind. Was sonst noch an Vorarbeit im engeren und weiteren Sinn für die Herstellung des geistigen Kontakts zwischen Deutschland und China übrig bleibt: eigentliche Unterrichtsbücher, Methodik der Sprachlehre, Kompendien der exakten, naturwissenschaftlich-technischen Fächer, unterrichtliche Anschauungsmittel u. dgl. mehr — wird verhältnismäßig nicht so schwer zu leisten sein; ebensowenig eine geeignete Aufnahme für die chinesischen Studenten in Deutschland.

Das zweite, in der zeitlichen Reihenfolge der Verwirklichung erste, Hauptstück ist: die deutsch-chinesische Schule. Was soll der Zweck solcher Schulen sein? Wir wiederholen die frühere Definition: dem deutschen Geist Einfluß auf die chinesische Kultur zu verschaffen. Dieser Einfluß soll sich dann umsetzen in reale, materielle und ideelle Beziehungen zum beiderseitigen Vorteil, nicht in irgend ein politisches Abhängigkeitsverhältnis. Englands und Nordamerikas

Einfluß in China beruht, soweit er nicht rein machtpolitischer Art ist, zum größten Teil auf der Abhängigkeit, in der sich China sprachlich von ihnen befindet. Dem Chinesen ist die westliche Kultur, abgesehen von Japan, bisher im wesentlichen nur zugänglich durch das Medium der englischen Sprache und damit zugleich nur in ihrer besonderen angelsächsischen Ausprägung, d. h. zum Vorteil der angelsächsischen Nationen. Soweit andere Völker an dem Wettbewerb in China teilnehmen, haben sie bisher, um überhaupt voranzukommen, sich des englischen Sprachmediums mit bedienen müssen. Zwar gibt es bereits eine Anzahl gebildeter Chinesen, die in Deutschland studiert haben, und an sich ist Deutschland — zumal militärisch-politisch — in China durchaus keine unbekannte Größe. Für den Durchschnittschinesen gibt es sechs „Mächte“: England, Rußland, Frankreich, Deutschland, Amerika, Japan. Die übrigen Staaten und Völker der Erde verschwimmen ihm in einem unbestimmten Nebel. Die deutsch-chinesische Schule soll ihm zeigen, daß innerhalb der westlichen Welt nicht nur England und Amerika, sondern auch Deutschland besondere und für ihn wertvolle Güter besitzt, zu denen der Zugang für ihn nur durch die Kenntnis der deutschen Sprache und des deutschen Wesens führt. Sie soll ihn weiter erfahren lassen, daß die Güter der westlichen Kultur, von denen er bisher durch das einseitige und exklusive Medium der angelsächsisch-japanischen Vermittlung keine objektive Vorstellung besaß, in ihrer spezifisch deutschen Ausgestaltung seinem Wesen fasslicher und darum für ihn wertvoller sind. Es liegt auf der Hand, daß nur Leistungen ersten Ranges, innerhalb des zu schaffenden deutsch-chinesischen Unterrichts-Systems, dazu imstande sein werden.

Welcher Art soll nun dies Schulsystem sein? Ein Blick auf die englische und amerikanische Arbeit kann uns das lehren. Es gibt die großen englisch-chinesischen Regierungsschulen in Hongkong; es gibt Privatschulen der mannigfaltigsten Art, mit und ohne englische Regierungsunterstützung, im eigentlichen China (hauptsächlich Missionschulen); es gibt chinesische Staatsschulen, an denen in der verschiedensten Weise englischer Einfluß wirksam ist; es gibt schließlich freie Vereine und Gesellschaften zum Zweck der allgemeinen Propaganda für den Einfluß angelsächsischen Geistes und angelsächsischer Kultur. Fast bei allen diesen Unternehmungen sind die Organisationsformen gut, durch den Erfolg bewährt und durch reichliche Mittel genährt, wie das ja überall auf der Welt ein besonderer Vorzug der Angelsachsen ist, daß sie zu organisieren ver-

stehen und für große Ziele Herz und Hand offen haben — aber die pädagogischen Gesichtspunkte sind mangelhaft, die Methoden veraltet, der gebotene Stoff einseitig-beschränkt zurechtgearbeitet und die Resultate entsprechend dürftig. Diese Beobachtungen sollten hinreichen, um uns den Weg zu weisen. Die Vorlage der Regierung, betreffs Schaffung einer höheren Schulorganisation für Chinesen in Tjingtau bedeutet den ersten notwendigen Schritt. Damit allein aber ist das Notwendige noch lange nicht geschehen. Die englischen Regierungsinstitute in Hongkong sind nur ein kleiner Teil der angelsächsischen Unterrichtsarbeit, die in China geleistet wird, und ihre Wirkung reicht bei weitem nicht an die der privaten Unternehmungen, vor allem der Missionschulen, heran. Diese sind das eigentliche, ganz China durchdringende Ferment angelsächsischen Kultureinflusses und auf ihre Arbeit gründen sich mit Recht die Zukunftshoffnungen von dieser Seite her. Was werden wir ihnen an die Seite zu stellen haben?

Hiermit haben wir eine der schwierigsten Seiten innerhalb des ganzen chinesischen Problems berührt: die christliche Mission in China. Bekanntlich hat die Frage, ob und wie weit die Missionspredigt dem Konfuzianismus, speziell dem Ahnendienst und der mit ihm zusammenhängenden Ordnung der Riten, Zugeständnisse machen dürfe, schon die katholischen Missionare des 17. und 18. Jahrhunderts in zwei feindliche Lager gespalten: die Dominikaner und die Jesuiten. Die Jesuiten erklärten die Ahnenverehrung nicht für einen eigentlich religiösen, sondern für einen bürgerlichen Akt, die Dominikaner dagegen für baren Götzendienst. In Wirklichkeit ist die Unterscheidung sehr schwierig und auf Grund dieser formellen Alternative kaum durchführbar. Konfuzius selbst hat sich ungefähr so ausgesprochen: Ob die Ahnen uns hören oder nicht, ist ungewiß. Wenn ich die Frage bejahe, so fürchte ich, daß man ihren Dienst fortan aus Furcht und Begehrlichkeit versteht; wenn ich sie verneine, so fürchte ich, daß man ihn überhaupt vernachlässigt. Es kommt gar nicht darauf an, ob sie uns hören oder nicht, sondern darauf kommt es an, daß wir uns, indem wir sie verehren, zu dem Glauben an die Pietät als das innere Lebensprinzip aller menschlichen Gemeinschaft bekennen. Wenn man einen annähernden Vergleich machen will, so kann man sagen: für den Chinesen ist der Ritus beim Ahnendienst das Sakrament der Gemeinschaft mit seinen Vorfahren, und innerhalb dieser Sakramentsidee können die Vorstellungen über die Natur der Gemeinschaft vom katholischen über

den lutherischen bis zum reformierten Typus variieren. Zweifellos faßt der Volksglaube das Wesen der Ahnen im animistischen Sinne auf. Der sicherste Beweis dafür ist die Furcht der Chinesen, keine männliche Nachkommenschaft zu haben, weil die Seele dann des Kults, der also für sie als ein reales Gut gedacht ist, entbehren muß. Konfuzianisch oder überhaupt klassisch gedacht ist das aber nicht; Konfuzius hätte solche Vorstellungen als Aberglauben behandelt. Darum hatte der Kaiser Kang hsi gewissermaßen Recht, als er (1699) den Jesuiten die Richtigkeit ihrer Auffassung bestätigte, daß die Zeremonien nicht religiöser (im Sinne superstitiöser) Art seien; aber auch die Dominikaner hatten Recht, wenn sie die tatsächliche Uebung als heidnisch ansahen. Für jedes aufgeklärte Verständnis des Christentums ist mit dieser Sachlage natürlich die Methode einer chinesischen Mission gegeben: Anknüpfung an Konfuzius und die Klassiker. Nach dem Normalschema der Missionspraxis alten Stils kommt irgend einmal die Frage des Chinesen: Ist Konfuzius auch ein Verdammter? Mit der orthodox lutherischen oder katholischen Antwort hierauf hört für die Chinesen, für die besten unter ihnen am sichersten, jede weitere innere Anknüpfungsmöglichkeit an die Predigt des Missionars auf, und der ausweichende Verlegenheitsbescheid, der meist gegeben wird, um diesen Effekt zu vermeiden, macht die Sache kaum besser. Wie die Dinge liegen, ist es überhaupt verfehlt, wenn die Missionare, vor allen Dingen die evangelischen, Gemeinden von direkten chinesischen Konvertiten sammeln wollen. Die Schulpraxis sämtlicher Missionen trägt, wenn auch vielfach uneingestandenermaßen, dieser Tatsache Rechnung: die Unterweisung in dem Dogma der betreffenden christlichen Denomination soll in der Theorie zwar auch einen integrierenden Bestandteil, ja die Krönung des gesamten Unterrichts bilden, aber in der Praxis handelt es sich fast durchweg um mehr oder minder entwickelte Realschulen mit kräftiger angelsächsischer Propaganda und fakultativem Religionsunterricht. Die Zahl der in organisierten christlichen Kirchengemeinden gesammelten Chinesen ist außerordentlich klein, und ein erschreckend hoher Prozentsatz besteht, rund heraus gesagt, aus moralischem Gesindel, das zum ehrlichen Chinesen nichts taugt und sich von der Mission hat anwerben lassen, um irgend einen Vorteil, meist Schutz vor den heimatlichen Behörden, dabei zu suchen. Diejenigen Missionen, die mit genügender Strenge solche Elemente fernhalten, merken das dauernd an der verschwindend geringen Zahl ihrer Proselyten.

Die einzige Methode, die unter einem Volke wie dem Chinesischen für die christliche Mission würdig und aussichtsvoll erscheint, ist diejenige, den Chinesen, die selbst eine alte Kulturnation sind, vor allen Dingen tieferes Verständnis und Achtung für die christlichen Elemente der europäischen Kultur zu vermitteln und sie zur Erkenntnis zu bringen, daß deren innerste Werte, trotz der scheinbaren Widersprüche, christlicher Natur sind, so daß also in diesen Werten eine Hauptwurzel des Sieges der christlichen Völker enthalten ist. Erst auf dieser Basis kann dem Chinesen die geistige persönliche Auseinandersetzung zwischen dem Confuzianismus und der christlichen Verkündigung zur inneren Notwendigkeit werden, und erst, wenn das der Fall ist, kann er überhaupt ein bewußter Christ werden. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht der Weg der Massenpredigt oder des Massenunterrichts ist. Er wird sich aber trotzdem gegenüber den vergeblichen Versuchen jener Art als der bessere erweisen, weil der christliche Chinese selbst mit Notwendigkeit seinen Landsleuten ein Prediger des Christentums werden wird, sobald er selbst aus innerem Bedürfnis heraus Christ geworden ist. Wenn China christlich werden soll, so muß das Christentum sich zuvor zu einem zwingenden Problem für die Chinesen selbst entwickeln. Das wird aber nie durch Predigen zuwege gebracht werden können, sondern nur durch praktische christliche Kulturarbeit. China kann außerdem, wenn überhaupt, nur unter der Voraussetzung christlich werden, daß chinesische Christen, die zugleich vollwertige, national empfindende, vaterlandsliebende Chinesen geblieben sind, nicht ihrem Volkstum halb entfremdete römische, methodistische, baptistische, lutherische Proselyten, die Volkspredigt und damit die Gründung einer chinesischen Nationalkirche auf sich nehmen. Der westliche Missionar, mag er noch so lange in China leben, wird es so gut wie nie dahin bringen, daß durch sein Leben und seine Rede dem Chinesentum das eigene alte Wesen im Lichte eines neuen, zwingenden Daseinsproblems entgegentritt. Dazu bleibt die geistige und sprachliche Kluft zwischen ihm und der Masse doch zu groß und zu unüberbrückbar. Das Analogon jenes Falles tritt aber ein, sobald ein Stück nach China verpflanzter christlich-deutscher lebendiger Kultur es fertig gebracht hat, an gewissen Punkten sich derart den chinesischen Lebensprozeß einzuimpfen, daß aus diesem selbst Propheten der nationalen Regeneration im Zeichen eines nationalen chinesischen Christentums erstehen.

Hier liegt die große Aufgabe für das liberale Christentum und die liberale Theologie in Deutschland. Für jede kirchliche und

religiöse Richtung ist es eine Probe auf den ihr innewohnenden Geist, wie sie den Missionsgedanken erfährt, oder besser gesagt, wie der Missionsgedanke sie erfährt. Tut er das nicht oder nur matt, so ist sie entweder selbst noch nicht ausgereift, oder ihre Tage sind schon gezählt. Natürlich ist es nicht jedermanns Sache, daß er die Aufgabe, dem deutschen Geiste Einfluß auf den weltgeschichtlichen Wandlungsprozeß der ältesten Kultur zu verschaffen, gerade unter dem Gesichtspunkt der Wirksammachung des Christentums in China sieht. Das ist aber auch gar nicht nötig. Wenn nur diejenigen die Sache so ansehen, die sie vom Standpunkt ihres Christentums aus angeht. Auch Rockefeller wird seine Stiftung wahrscheinlich nicht wegen der Seelenrettung nach baptistischer oder presbyterianischer Vorschrift gemacht haben, sondern aus privatgeschäftlichen und nationalpolitischen Erwägungen — aber hätte er sie machen können, wenn er nicht Leute sähe, die ihr Glaube dazu treibt, die Chinesen zu baptistischen oder presbyterianischen Christen zu machen? Gibt es unter unseren modernen evangelischen Christen und Theologen genug solche, denen die Mission mit zu den Lebensprinzipien ihres christlichen Verständnisses gehört? Gibt es unter diesen genug solche, die über die notwendige Aenderung der bisherigen Missionspraxis unter den alten Kulturvölkern des Ostens nachgedacht haben? Genug solche, die eine Vorstellung haben, von wie überragender Wichtigkeit das gegenwärtige Moment in China für die Völker des Westens in nationaler wie in religiöser Hinsicht ist? Gibt es unter unseren Großindustriellen, Kaufleuten, Bankiers, Kapitalisten genug solche Leute, die den geschäftlichen Weitblick und das Verständnis für die Natur einer Arbeit aus idealistischen Motiven haben, daß sie für Missionschulen, Seminarien und Hospitäler, für lexicographische Arbeiten, für chinesische Compendien deutscher Wissenschaft und ähnliches ähnliche Summen hergeben, wie Amerikaner und Engländer für entsprechende Ziele? Der Pessimist wird die Achseln zucken und sagen: alle diese Fragen stellen, heißt schon sie beantworten. Er meint, der Deutsche ist im Durchschnitt noch nicht fähig, die Verhältnisse in fernen Ländern mit derjenigen Vorstellungskraft sich zu vergegenwärtigen, die kluge und weitblickende Entschlüsse zeitigt. Für ihn ist das Ferne immer noch zu sehr das Fremde. Engländer und Amerikaner — ja die sind anders! Für die ist in Wahrheit die Welt das Feld. Für die liegt Indien, Südafrika, Ostasien so gut vor den Toren der City, wie Bochum und Gleiwitz für die Berliner Börse.

Der Optimist wird sagen: Das war einmal so; jetzt ist es schon anders. Zwischen Pessimismus und Optimismus liegt ein Wort, das von beiden zusammen gezeugt ist. Es heißt: Vielleicht. Um eines solchen Vielleicht willen sind ja alle diese Ausführungen über die deutschen Aufgaben in China geschrieben.

Was ist Deutschland heute in China? Wenn wir auf diese Frage die Ziffern der offiziellen Handelsstatistik zu Rate ziehen, so scheint die Antwort lauten zu müssen: Wenig, sehr wenig! Sehen wir auf die Rolle, die das Deutsche als Sprache, deutsches Wesen als besonderer Kulturfaktor von Hongkong bis Peking spielen, so fallen uns erst recht minimale, neben dem englischen und amerikanischen Einfluß verschwindende Größen ins Auge. Allerdings könnte es damit hier und da etwas besser aussehen, wenn der deutsche Geschäftsmann in Ostasien sein Bewußtsein als Deutscher kräftiger zum Ausdruck brächte. Zwar die Opferwilligkeit des Deutschen für deutsche Zwecke im eigenen engeren Kreise ist nicht gering. Wer sich in Ostasien unter den Landsleuten umgesehen hat, der weiß, welche Beträge sie für deutsche Schule, deutsche Kirche, deutsche Klubs aufgebracht haben und auch in der jetzigen, geschäftlich schwierigen Zeit noch aufbringen. Nach außen dagegen, zumal im Geschäftsverkehr, hat der deutsche Kaufmann in China im allgemeinen nicht das Bedürfnis, seine Nationalität zu betonen. Die europäische Geschäftssprache in China ist von Anfang an englisch gewesen, und in dieses englische Schema haben sich auch die deutschen Geschäftsleute als in etwas so Selbstverständliches und Unererschütterliches hineingelebt, daß deutsche Firmen selbst in dem deutschen Tsingtau dem jungen Chinesen, der soundsoviel Jahre im Schweiße seines Angesichts deutsch gelernt hat, weil er meinte, sein Vorwärtskommen hier damit am besten zu sichern, einen englisch abgefaßten Kontrakt vorlegen, den er nicht versteht. Natürlich sagt der junge Mann nach dieser Erfahrung: ja, wenn die Deutschen im Geschäft auch englisch brauchen, dann lerne ich statt Deutsch doch lieber gleich Englisch, das außer in Tsingtau noch in ganz China gilt! Von Ausnahmen abgesehen betrachtet der Deutsche in China zur Zeit sein Deutschtum noch als Privatsache — genau im Gegensatz zum Franzosen, der nicht nur geschäftlich, sondern auch politisch seine nationale Besonderheit und die speziellen Interessen seines Vaterlandes oft stärker akzentuiert, als vielleicht klug wäre.

Grundlegend für die Gewinnung eines vorläufigen Urteils über die deutschen Interessen in China wird zunächst die deutsch-chinesische

Handelsstatistik sein. Damit betreten wir aber sofort ein umstrittenes und in der Tat schwer zu beurteilendes Gebiet. Vor allen Dingen besteht ein großer Unterschied zwischen dem statistisch als „deutsch“ klassifizierten Warenimport nach China und der Menge und Bedeutung der am chinesischen Gesamthandel beteiligten deutschen Kaufleute und Firmen. Freilich kann man es dabei heute noch, bald vierzig Jahre nach der Wiederaufrichtung des Reichs, erleben, daß selbst größere deutsche Häuser an manchen Plätzen ihren guten in der Heimat eingetragenen deutschen Namen aus schwer begreiflichen Rücksichten offiziell ins Englische übersetzen, wenn die Wortbedeutung es zuläßt! Ebenso soll es neuerdings erst einer besonderen Weisung von Hause an die Vertretungen der großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften in Ostasien bedurft haben, um den deutschen Namen der Reederei an erster Stelle am Agenturgebäude anzubringen. Man könnte doch meinen, daß z. B. der Norddeutsche Lloyd, eine der beiden größten Schiffahrtsgesellschaften der Erde, sich schon lange nicht mehr in North German Lloyd zu übersetzen brauchte, um in Ostasien auch von englisch sprechenden Reisenden mit hinreichender Sicherheit identifiziert zu werden.

Um so erstaunter ist der Unkundige, wenn er erfährt, was für Ziffern der Handel der deutschen Firmen hinter der englischen Mimicry — die übrigens hiermit ausdrücklich nicht allen beteiligten Stellen zum Vorwurf gemacht werden soll — aufweist. Um nur zwei besonders schlagende Beispiele zu nennen, so sind in Hongkong von der Gesamtsumme des Aus- und Einfuhrhandels etwa drei Fünftel in den Händen deutscher Firmen, und in Schanghai, das äußerlich mit Ausnahme der französischen Niederlassung einen ebenso rein englischen Eindruck macht, wie Hongkong, sind es vielleicht zwei Fünftel.*) Schanghai und Hongkong sind die beiden bedeutendsten Handelsplätze in Ostasien; bei den kleineren Häfen soll aber das Verhältnis häufig ein ähnliches sein.

Dagegen ändert sich das Bild vollständig, sobald man die amtliche Herkunftsstatistik für die nach China importierten Waren zur Hand nimmt. Selbst der deutsche Hafen Tsingtau bietet in dieser Beziehung durchaus kein erfreuliches Bild dar. So bestand z. B. im Jahre 1903 die für das Schantunghinterland bestimmte Einfuhr nach Tsingtau zu 82% aus Baumwollfabrikaten nichtdeutschen, d. h.

*) So nach privaten Auskünften von berufener Stelle.

hauptsächlich englischen, japanischen und zum Teil auch amerikanischen Ursprungs, und von der Gesamtwareneinfuhr waren rund 55% japanischer, rund 25% englischer, rund 10% amerikanischer und kaum 10% deutscher Herkunft. Seitdem mag sich der Anteil der deutschen Waren schätzungsweise auf 15% vom Gesamtbetrag erhoben haben. *) Ferner ergab die Zollstatistik im Jahre 1903, daß ca. 55% der eingeführten Waren aus Japan und aus Schanghai stammten und von dort an chinesische Kaufleute in Schantung bestimmt waren, sei es, daß sie zunächst zur Lagerung in Tsingtau gelangten oder daß sie durch Tsingtau direkt durchgeführt wurden. Auch gegenwärtig überwiegt dieser Durchfuhrhandel noch in ähnlicher Weise den Eigenhandel von Tsingtau. Er bringt zwar Zolleinnahmen, Bahnfrachten und Hafengebühren ein, trägt aber nicht zur Entwicklung des speziell deutschen Handels bei.

Im übrigen China sind die statistischen Zufuhren für Deutschland noch erheblich ungünstiger, als in Tsingtau. Im Jahre 1894 **) waren Deutschland, Nordamerika und Japan jedes mit etwa 5¹/₂ vom Hundert an der Einfuhr nach China beteiligt. Diese betrug damals etwa 162 Millionen Taels zum Kurse von 3,40 M. für den Tael. 1903 war die chinesische Einfuhr auf ca. 327 Millionen Taels zum Kurse von 2,70 M. für den Tael gestiegen. In Mark ausgedrückt war also das Verhältnis von 1894 zu 1903 das von rund 545 und 884 Millionen M. Die Zunahme des Gesamt handels betrug also über 60%, aber der Anteil Deutschlands an der chinesischen Einfuhr war von 5¹/₂ auf 4,2% gefallen, derjenige Nordamerikas auf 8% und der japanische auf 15,4% gestiegen. Im Jahre 1907 betrug die chinesische Gesamteinfuhr 416,4 Millionen Taels. Hiervon entfielen auf Deutschland 16,2 Millionen, auf Japan 57,5 Millionen, auf die Vereinigten Staaten 36,9 Millionen Taels. Das Verhältnis ist also, abgesehen von einer kleinen abermaligen Zunahme der amerikanischen und von einem gewissen Rückgang der japanischen Einfuhr, im ganzen dasselbe geblieben. Dazu will aber berücksichtigt werden, daß die Ziffern der deutschen Einfuhr noch ungünstiger wären, wenn nicht nach 1894 die ostasiatische Besatzungsbrigade und das Kreuzergeschwader vorhanden gewesen wären, deren Bedarf gleichfalls auf dem Konto der deutschen Einfuhr nach China erscheint. Chinas Haupteinfuhr sind Baumwoll-

*) So nach privaten Mitteilungen von sachverständiger Seite.

**) Die folgenden Ziffern nach den bereits mehrfach zitierten „Reports“ der chinesischen Seezollverwaltung.

fabrikate, und unter diesen ist die deutsche Einfuhr so gut wie überhaupt nicht vertreten; sie beträgt kaum 1 %. Früher hatte der chinesische Kaufmann nur englische Baumwolle; danach kam die japanische Konkurrenz hinzu, und sie hat in den geringeren Qualitäten England gegenüber durch größere Billigkeit Erfolg gehabt.

Nun ist die Herkunftsstatistik des chinesischen Seezollamts allerdings nicht imstande, eine zutreffende Auskunft über den wirklichen Produktionsort der eingeführten Waren zu geben, da sie nur Flagge und Verschiffungsort berücksichtigt. Es kommen aber notorisch viele deutsche Waren aus englischen, niederländischen und belgischen Häfen oder auf nichtdeutschen Fahrzeugen in China an. Größer als die wenigen Prozente der Statistik ist die deutsche Wareneinfuhr nach China also auf jeden Fall — nur wird sich nicht mit annähernder Wahrscheinlichkeit sagen lassen, um wieviel größer. Selbst aber wenn sie in Wirklichkeit den doppelten Prozentsatz ausmachen sollte, den die Statistik angibt, so wäre doch angesichts der Entwicklung von 1894—1907 kein Grund zur Zufriedenheit vorhanden, denn es bleibt in jedem Falle zweifellos, daß wir jetzt ungeachtet einer kleinen absoluten Zunahme verhältnismäßig einen geringeren Anteil an der Einfuhr nach China haben, als vor vierzehn Jahren. Hat der statistisch nachgewiesene Teil des deutschen Imports prozentual abgenommen, so dürfte schwer nachzuweisen sein, daß es mit dem unbestimmt großen X, das unter fremder Etikette eingeht, anders steht, und um nicht in eine schädliche Selbsttäuschung zu geraten, wird man besser annehmen müssen, daß die unbekanntere Größe das Schicksal der bekannten geteilt hat. Im wesentlichen hat es also damit seine Richtigkeit, daß zwar der deutsche Kaufmann in China ein bedeutendes Geschäft macht, daß er aber dabei überwiegend nicht mit deutscher, sondern mit fremder Ware handelt, und daß die deutsche Einfuhr im allgemeinen nicht bedeutend, in Baumwollware, dem wichtigsten Importartikel, beinahe gleich Null ist. An diese Tatsache hat sich vor einigen Jahren eine Kontroverse geknüpft, indem von beachtenswerter Seite ein „Werk- und Mahnruf“ an die deutsche Industrie erging, den chinesischen Markt und seine Bedürfnisse eifriger zu studieren und namentlich im Textilfach den Wettbewerb mit England, Amerika und Japan energischer aufzunehmen.*) Die Vertretung der deutschen Baumwollindustrie hat darauf überwiegend ablehnend geantwortet, und zwar wesentlich

*) Die Verhandlungen hierüber sind nur zum Teil in der Öffentlichkeit geführt worden.

deshalb, weil ihrer Meinung nach die Ueberlegenheit des wichtigsten Konkurrenten, Englands, zu fest fundiert sei, um mit Erfolg angegriffen werden zu können. England — so wurde ausgeführt — habe für Baumwollspinnerei ein günstigeres Klima, als das trockene Deutschland, es könne die Baumwolle meist etwas vorteilhafter beziehen, es verfüge über eine bessere Organisation des Exportgeschäfts und ein verständnisvolleres Zusammenarbeiten der Banken mit den Exporteuren — vor allen Dingen aber sei es Deutschland gegenüber dadurch im Vorteil, daß die Fabrikanten ihre Maschinen wie ihr Personal jahraus jahrein dieselben auf dem ostasiatischen Markte eingeführten Standardmarken arbeiten ließen, während die deutschen Fabriken in ein und demselben Betriebe vielerlei Wünsche befriedigen wollten.

Manche dieser Argumente berühren insofern eigentümlich, als es ja sonst nicht die Art der modernen deutschen Industrie ist, die überlegene Leistungsfähigkeit einer fremden, sei es aus welchen Gründen auch immer, als etwas unabänderlich Gegebenes hinzunehmen — aber da hier in der Tat nur eingehende technische und merkantile Sachkenntnis zu einem Urteil berufen ist, so wird man für die Praxis sich leider mit der Tatsache abzufinden haben, daß die deutsche Industrie zu Hause und der deutsche Kaufmann in Ostasien fast einstimmig es ablehnen, die Erweiterung des sinkenden deutschen Imports nach China auf dem Wege des Wettbewerbs mit den übrigen konkurrierenden Nationen in dem wichtigsten zurzeit gangbaren Massenartikel anzustreben. Soll also ein Erfolg überhaupt erzielt werden, so müssen andere Gebiete gepflegt werden, auf denen wir uns von vornherein in einer vorteilhafteren Position befinden. Zweifellos gibt es solche Gebiete: Maschinenbau, speziell Maschinen für elektrische Betriebe, Materialien für Eisenbahn- und Bergwerksanlagen, Farbstoffe und sonstige Chemikalien, die auf dem Weltmarkt zurzeit fast ein deutsches Monopol sind, endlich Qualitätsartikel verschiedener Art. Eine große Schwierigkeit für die Aufnahme bedeutender Mengen derartiger Einfuhr liegt gegenwärtig aber darin, daß China, abgesehen von seiner an sich stark naturalwirtschaftlichen Struktur, noch an der Verarmung des Volkes durch die Revolutionen und Kriege während der letzten beiden Menschenalter leidet. Außerdem ist bekanntlich während der jüngstvergangenen fünfzehn Jahre durch die große Entwertung des Silbers eine Verminderung der chinesischen Kaufkraft um rund fünfzig Prozent gegen früher eingetreten. Es ist also natürlich, daß die Entwicklung der chinesischen Einfuhr vorläufig nicht in hochwertigen Artikeln, sondern

in billiger Massenware stattfindet. Hierin wird aber eine fundamentale Aenderung eintreten, sobald erst die Modernisierung des Landes, vor allen Dingen auf dem Gebiet der Verkehrsmittel, entscheidende Fortschritte gemacht hat. Durch sie wird China in den Stand gesetzt werden, außer Seide und Tee und den übrigen wenig gewichtigen Exportartikeln, über die es jetzt verfügt, auch noch seine großen Mineralschätze mit in die Wagschale zu werfen. Mag der chinesische Modernismus im einzelnen auch noch soviel Fehler und Verkehrtheiten machen (es ist keineswegs gesagt, daß er alle ihm zugetrauten auch begehen wird), so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß er sehr bald auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiet einen mächtigen Aufschwung Chinas zur Folge haben wird. Auf diesen Zeitpunkt rüsten sich jetzt die Nationen, und für jede von ihnen handelt es sich heute darum, daß sie ihre wahren Interessen in China begreift und den Weg zu ihrer Verwirklichung findet. Dabei kann es an dieser Stelle natürlich nicht die Aufgabe sein, auf beschränktem Raume den Kreis aller in Betracht kommenden praktischen Maßnahmen andeutungsweise zu erschöpfen: Kreditorganisation, Bankfragen, Exporttechnik, Industrieausstellungen, die Vorschläge zur Hebung der chinesischen Währungskrisis, die Mängel im Konsulatswesen und mancherlei andere Dinge.

Was wir uns grundsätzlich bei dem Gedanken an die kommende Entwicklung in China stets vorhalten müssen, ist die Tatsache, daß ein Volk von mehr als 400 Millionen Menschen von einer elementaren inneren Bewegung erfaßt ist, die kein Zurück mehr zu alten Zuständen und Formen möglich erscheinen läßt, sondern nur noch ein Vorwärts zu — ihrer Natur nach schwer berechenbaren, aber auf jeden Fall alles Bisherige umwandelnden — Neubildungen. Weiter müssen wir bedenken, daß es sich um ein Volk handelt, dem neben einem ungeheuren passiven Widerstandsvermögen auch bedeutende aktive Kräfte, politischer Verstand, Geschäftsklugheit, eine alte Kultur und feste sittliche Wertbegriffe innewohnen; dazu um ein Land, das von Natur vielleicht die reichsten Lagerstätten industrieller Rohstoffe besitzt, die es auf der Welt gibt. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß die Chinesen mehr als eine im Verhältnis zu ihrer Geschichte sehr kurze Uebergangszeit dazu brauchen werden, um materiell und ideell in den Besitz der Fähigkeit zu gelangen, alle diese Güter auszunutzen. Welches Gesicht das chinesische Problem alsdann den Westvölkern zeigen wird, das zu ergründen mag einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

II.

Tsingtau.

Wir haben im ersten Kapitel dieser Studien Gelegenheit gehabt, den Zusammenhang der Dinge zu streifen, durch den wir zum Kiautschougebiet und zur Gründung von Tsingtau gekommen sind. Mit Rücksicht auf die grundlegende Wichtigkeit dieser Frage für die Beurteilung unserer eigenen Stellung in Ostasien, wie für die frühere und gegenwärtige Politik der übrigen Mächte sei noch einmal kurz daran erinnert.

Nach dem chinesisch-japanischen Kriege von 1894 stand man in Europa vor der Frage, ob China den japanischen Absichten überlassen werden solle oder nicht. Japans Idee war, gestützt auf den Besitz der eroberten Liautungshalbinsel mit Port Arthur, auf das voraussichtliche Protektorat über Korea, das ihm auf die Dauer nicht mehr vorenthalten werden konnte, sobald es die Stellung in der Süd-Mandschurei besaß, und schließlich auf eine ins Leben zu rufende chinesisch-japanische Partei (ihre Ansätze waren bereits vorhanden), seine politische und ökonomische Vorherrschaft in China zu verwirklichen. Von vornherein erschien es nicht unwahrscheinlich, daß es zu großen inneren Unruhen kommen würde, in deren Verlauf die Mandschudynastie in eine kritische Lage geraten konnte. Dann ergab sich für die japanische Politik die Wahl zwischen der Unterstützung der Mandschus oder der Prätendenten. Vermutlich hätte man das letztere vorgezogen, und japanische Waffenhilfe für einen nationalchinesischen Aufstand hätte dann die vorläufige Stationierung japanischer Truppen in China, japanischen Einfluß auf das Kommando der chinesischen Armee, politische und wirtschaftliche Sonderkonzessionen, vorherrschenden Einfluß auf das chinesische Bildungswesen usw. nach sich gezogen. Dieser Eventualität gegen-

über befolgten die Mächte eine verschiedene Taktik. Deutschland, Rußland und Frankreich intervenierten und nötigten Japan, denjenigen Schritt, der die Interessen der übrigen Nationen am meisten gefährdete, die Okkupation der Liautungshalbinsel, zurückzutun. Damit war die Gefahr eines direkten und dauernden militärischen Drucks auf China vorläufig beseitigt. Die Kriegssentschädigung mußte man den Sieger China natürlich auferlegen lassen, und in Formosa waren die Japaner einstweilen ungefährlich. England glaubte mit seinen eigenen Machtmitteln jederzeit imstande zu sein, allein für seine Interessen in China, d. h. für die ausschließliche Reservierung des Jangtsebasins für den britischen Einfluß, im Falle, daß China seinen politischen Zusammenhalt verlieren sollte, zu sorgen, und auch Amerika verhielt sich abwartend.

Nach dem Friedensschluß von Schimonoseki gedachten die drei Mächte an China ihre Rechnung für die geleistete Hilfe zu präsentieren. Rußland wollte freie Hand in der Mandschurei, Frankreich große Konzessionen im Süden, Deutschland einen Stützpunkt, über dessen Auswahl man sich aber noch nicht klar war. Unsere Lage war die unvorteilhafteste von allen. Wir sahen deutlich, daß Rußland und Frankreich darauf ausgingen, von der Landgrenze ihrer ostasiatischen Besitzungen aus sich kontinuierlich nach China hineinzuarbeiten. Rußland setzte die große MandschureikonzeSSION durch, betrachtete die Mongolei und Turkestan als seine nächste Anwartschaft und dachte außerdem daran, entweder durch eine Bahn quer durch die Mongolei nach Peking oder durch eine Hochasien bis in das Weiho- und Hoangotal durchziehende Linie mindestens in Nordchina die maßgebende Macht zu werden. Frankreich besaß in Tongking eine feste Basis für den Einmarsch nach Südchina; England hätte sich bereit finden lassen, gegen Einräumung der freien Hand im Jangtsebecken der russisch-französischen Aufteilungspolitik beizustimmen. Eine Vorstellung von der wirklichen militärischen Kraft Japans besaß, nach der Minderwertigkeit, die die chinesischen Streitkräfte gezeigt hatten, noch niemand. Die englisch-russisch-französische Verständigung über China wäre imstande gewesen, uns überhaupt auszuschließen. Daß sie tatsächlich gedroht hat, ist unzweifelhaft. Daraus folgte, daß wir gar keine Wahl hatten, ob wir uns nun auch unsererseits eine Basis zur Geltendmachung von Ansprüchen sichern sollten, oder nicht. Die Wahl fiel auf Kiautschou, weil dies der einzige noch übrige Punkt war, von wo aus die Beeinflussung eines größeren Hinterlandes möglich erschien. Ende 1897

gab die Ermordung der Missionare in Schantung den unmittelbaren Anlaß zur Besetzung. Im übrigen wäre wahrscheinlich auch eine gütliche Verständigung mit China möglich gewesen, da den Chinesen klar sein mußte, daß wir ein Recht auf Gegenleistungen ihrerseits für die Intervention besaßen, bei der wir die Führung gehabt hatten. Rußland protestierte scharf gegen Kiautschou; nicht weil wir überhaupt zugegriffen hatten, sondern weil wir für seine Ansprüche zu weit nach Norden gegangen waren. Es gab sich schließlich zufrieden und benutzte die Besetzung von Kiautschou als Vorwand, um seinerseits Port Arthur und Dalny zu nehmen. Auch Frankreich und England erklärten nun, Kompensationen haben zu müssen: Kwangtschou und Weihaiwei. Auch Italien verlangte etwas, die Bai von Sanmun, wurde aber von den Chinesen abgewiesen.

Bei allen beteiligten Mächten war die Unkenntnis über die inneren Zustände Chinas nach dem japanischen Kriege gleich groß gewesen. Wenige Jahre nach der Okkupation brach der Boxeraufstand aus, und die Bewegung innerhalb des chinesischen Volkes, von der die Unruhen in Tschili und Schantung nur eine Teilerscheinung waren, offenbarte, daß die innerlich zusammenhaltenden nationalen Kräfte Chinas und die gemeinsame Reaktion seines Volkstums gegen alle fremde Aneignungspolitik viel stärker waren, als man allgemein geglaubt hatte. Bald nachdem die Ruhe wiedergekehrt war, sah jedermann, daß es mit der „Aufteilung“ Chinas gute Wege haben würde. Damit war natürlich vor allen Dingen den Interessen derjenigen Mächte gedient, die, wie Deutschland, von vornherein nur unter dem Druck der Verhältnisse an eine gewisse Sicherung ihrer Zukunft in China mit hatten denken müssen, für die aber an sich nach Lage der Dinge nichts angenehmer und vorteilhafter sein konnte, als eine loyale Politik der offenen Tür und der Integrität des Landes. Nur England machte noch einen Versuch, sich Schanghai und damit den Jangtse durch einen militärisch-politischen Handstreich für eigene Rechnung zu sichern, aber dieser Versuch konnte von den übrigen Mächten, besonders von deutscher Seite, abgewehrt werden, weil die englische Macht damals im Burenkriege zum größeren Teile festlag.

Nachdem es nun klar war, daß von politisch-reservierten territorialen Einfluszonen oder vollends von großen kolonialen Erwerbungen in China für keine der europäischen Mächte (ausgenommen vorläufig Rußland in der Mandschurei) mehr die Rede war, mußte sich die Frage erheben, welche Bedeutung den vorher erworbenen

politischen Stützpunkten — für Deutschland also speziell Kiautschou — mit Rücksicht auf die ostasiatische Politik der Mächte noch innewohnte. Diese Frage ist tatsächlich auch gestellt und in der Presse diskutiert worden.

Nachdem Kiautschou etwa ein Jahrzehnt unter deutscher Flagge gestanden hatte, wurde durch den Aufsatz von Dr. Menge-Tokio im Maiheft der Preussischen Jahrbücher 1907 eine Debatte darüber eröffnet, ob dieser Erwerb für Deutschland von Nutzen gewesen sei und ob oder wie weit er für die Zukunft Nutzen verspräche. Dr. Menge kam in seinem Aufsatz zu dem Ergebnis, daß von einem erheblichen Nutzen des ostasiatischen Schutzgebiets für Deutschland weder bisher noch für die Zukunft gesprochen werden könne, und er folgerte hieraus, daß es am geratensten sei, Kiautschou an China zurückzugeben und dafür von den Chinesen, auf Grund des durch die Rückgabe herzustellenden besonderen Vertrauensverhältnisses, andere Vorteile zu erlangen. Ähnliche Stimmen wurden auch noch an anderen Stellen laut, und bedeutend mehr als in der deutschen Presse wurden sie in Ostasien beachtet — bis zu dem Grade, daß z. B. große auswärtige Unternehmungen geschäftlicher Natur vor ihrer Niederlassung in Tsingtau sich besonders vergewissern zu sollen glaubten, ob nicht tatsächlich eine Absicht der deutschen Regierung selbst vorläge. Die Aufnahme, die dem Vorschlag Dr. Menges begegnete, war sowohl in der Heimat als auch im fernen Osten in der Presse und der übrigen Öffentlichkeit fast vollkommen negativ. Nichtsdestoweniger ist diese Angelegenheit mit die Ursache dazu gewesen, daß ich mich im Einverständnis mit dem Herausgeber der Preussischen Jahrbücher zu der Studienreise nach Ostasien und speziell nach unserem Schutzgebiet entschloß, deren Ergebnis ich den Lesern der Jahrbücher unterbreite. Dabei ist es mir vor allen Dingen ein Bedürfnis, zu Anfang dieses Kapitels über Tsingtau der obersten Verwaltung und den Behörden unseres Schutzgebiets aufrichtigen Dank für das umfassende und freundliche Entgegenkommen auszusprechen, das mir von ihrer Seite bei meiner Arbeit zuteil geworden ist. Vor allen Dingen hat sich aber dieser Dank auch darauf zu beziehen, daß mir in einer ganz besonders liberalen und unparteiischen Weise Gelegenheit gegeben worden ist, alles Erforderliche selbst zu sehen, das in Frage kommende Material selbstständig zu prüfen und in die noch zweifelhaften oder einer besonderen Aufklärung bedürftenden Punkte durch wiederholte Rückfragen und Aussprachen an fachverständiger Stelle Klarheit zu bringen. Es

liegt ferner in der Natur der Sache, wenn sich in einem Schutzgebiet von dem vorläufigen Entwicklungsstadium Kiautschous fast alles Wesentliche unter der direkten Leitung und dem maßgebenden Einfluß der Verwaltung vollzieht, und es ist ebenso natürlich, wenn bei der wachsenden Bedeutung der privatwirtschaftlichen Unternehmungen und Interessen von dieser Seite her eine fortlaufende und mitunter energische Kritik an den Regierungsmaßnahmen geübt wird. Für mich war es also von vornherein eine Notwendigkeit, auch mit den Vertretern und Wortführern der nichtamtlichen öffentlichen Meinung so eingehend wie möglich Fühlung zu nehmen und zu versuchen, mir das Bild des Ganzen, das sich von jenen Gesichtspunkten aus ergab, mit derselben Unbefangenheit zu vergegenwärtigen und in seinen Einzelzügen zu prüfen — soweit es nicht etwa zu anmaßend sein sollte, diese Ausdrucksweise nach einem Aufenthalt, der immerhin nur wenige Monate umfaßt, anzuwenden. Wenn ich es daher wage, diese Studie über Kiautschou zu veröffentlichen, so haben die allgemein-wirtschaftlichen Erfahrungen, die geschäftliche Sachkenntnis und die bereitwillige Liebenswürdigkeit all der amtlichen und nichtamtlichen Persönlichkeiten, denen ich meine Fragen stellen und deren Unterhaltung ich genießen durfte, ihren reichlich gemessenen Anteil daran. Mögen daher diese Blätter, wenn sie aus Deutschland wieder nach Tsingtau zurück gelangen, denjenigen, die sich meiner in Ostasien freundlich angenommen haben, einen nochmaligen herzlichen Dank und Gruß bringen.

Gehen wir nunmehr, um eine Grundlage für die Beantwortung der Hauptfrage zu schaffen — der Frage nach dem Wert oder Unwert Tsingtaus für die deutsche Politik in Ostasien — zu einer näheren Untersuchung der dortigen Verhältnisse über. Es wird von vornherein einleuchten, daß wir sie nicht außer Zusammenhang mit den allgemeinen chinesischen Zuständen, sowohl wirtschaftlicher als auch geographisch-physikalischer Art, betrachten können.

Das erste, was dem Besucher Ostasiens im gegenwärtigen Zeitpunkt entgegentritt, ist die allgemeine Klage der Geschäftswelt über eine seit langem nicht erhörte geschäftliche Depression. Das Wirtschaftsleben, vor allen Dingen der Handelsverkehr, liegt in gleicher Weise vom äußersten Süden bis zum Norden Chinas darnieder, und wenn man nach Japan hinüberblickt, so erscheint dort die wirtschaftliche Krisis nach dem Urteil der Sachverständigen und Kenner des Landes sogar noch schärfer und gefährlicher, als in China. Ueber die Gründe dieser augenblicklichen Lage wird viel

und vielerlei geredet, aber im allgemeinen treffen die gegebenen Erklärungen doch in den wichtigsten Punkten ziemlich übereinstimmend zusammen. Es ist nicht eine einzelne Ursache vorhanden, sondern es sind mehrere. Als der russisch-japanische Krieg ausbrach, war man in der ostasiatischen Geschäftswelt auf ihn noch nicht unmittelbar vorbereitet, und die vorhandenen Warenbestände konnten daher eher knapp als reichlich genannt werden. Gleich nach Kriegsausbruch erfolgten sowohl von russischer als auch von japanischer Seite große Bestellungen. Außerdem erhöhte die massenhafte Ausfuhr von Lebensmitteln aus China nach dem Kriegsschauplatz die chinesische Kaufkraft und Geschäftslust bedeutend. Die Lage änderte sich aber bald. Die Japaner waren von vornherein darauf aus, so viel wie möglich von ihrem Bedarf im Inlande zu decken, und sie erreichten im weiteren Verlauf des Krieges dieses Ziel mehr und mehr; die Russen dagegen wurden bald von der Küste abgeschnitten und in das Innere der Mandschurei hineingedrängt, so daß sie nicht mehr in der Lage waren, ihren Bedarf aus den großen Handelsplätzen an der chinesischen Küste zu befriedigen. Der Abnahme des Bedarfs auf dem Kriegsschauplatz hätte naturgemäß eine entsprechende Zurückhaltung in den Bestellungen folgen sollen, die von China aus in Europa und Amerika gemacht wurden. In Wirklichkeit aber erfolgte das Gegenteil. Das plötzliche Auftreten eines momentanen großen Warenbedürfnisses in Ostasien fiel ungefähr zusammen mit besonderen Verhältnissen auf dem internationalen Baumwollmarkt während des Jahres 1904. Baumwollspekulationen in Nordamerika hatten vorher die Preise für das Rohmaterial sehr in die Höhe getrieben, und die Industrie hatte sich daher von Einkäufen möglichst zurückgehalten. Mitte 1904 sank der „Cotton Corner“ in Amerika zusammen. Die Preise fielen und die Industrie begann Rohbaumwolle zu kaufen. Naturgemäß strömten im selben Augenblick die Bestellungen auf fertige Ware aus aller Welt an den großen Fabrikationszentren zusammen und die Lieferfristen der Fabriken wurden immer länger. Als zu Beginn des russisch-japanischen Krieges, wo noch niemand mit der raschen Verlegung des Kriegsschauplatzes ins Binnenland rechnete, die Hochflut der Bestellungen aus Ostasien einsetzte, da mußten sich die dortigen Firmen bereits Lieferfristen bis zu neun Monaten gefallen lassen, d. h. die Ende 1904 bestellten Waren konnten erst Mitte 1905 in Tientsin, Schanghai usw. zur Ablieferung gelangen. Als dann aber die bestellten Waren eintrafen, waren die Absatzverhältnisse nach dem Kriegsschauplatz bereits sehr

verschlechtert, und es blieben viele Gegenstände, namentlich Baumwollartikel, liegen. Ähnlich stand es mit den übrigen Bedarfsgegenständen, in denen gleichfalls zu große Bestellungen gemacht worden waren. Hierzu kam noch ein weiteres ungünstiges Zusammentreffen. Mitte 1905 begann in China der Boykott gegen die amerikanischen Waren aus Anlaß der Agitation gegen die chinesische Einwanderung in Nordamerika. Diese Maßregel war von den chinesischen Kaufleuten längere Zeit vorher erwogen worden, aber unglücklicherweise hatten viele Leute zugleich dabei besonders schlau sein wollen, und jedermann hatte sich unmittelbar vor der Erklärung des Boykotts durch reichliche Bestellungen mit amerikanischen Waren versorgt. Das Ergebnis war also wiederum ein starker Wareneinfuhr aus Amerika gleichzeitig mit dem Eintreffen der in Europa aufgegebenen und mittlerweile nicht mehr in dem Umfange notwendigen Bestellungen. Außerdem vermehrte die plötzliche günstige Entwicklung der Geschäftslage zu Beginn des Jahres 1904 nicht nur die Zahl der europäischen Häuser und ihrer Filialen, sondern auch die der chinesischen Firmen bedeutend. Man schätzt, daß die Zahl der letzteren in Schanghai sich in den Jahren 1904 und 1905 etwa verdoppelt hat. Dazu kam, daß europäische Exporthäuser in der Heimat, angelockt durch die plötzlich massenweise aus China einströmenden Bestellungen, Spezial-Agenten hinausschickten, um womöglich noch mehr von dem Geschäft für sich zu gewinnen. Diese forcierte Vereinerung durch europäische Kommissionäre trug gleichfalls zur Vermehrung des Wareneinfuhres ohne Rücksicht auf die langen Lieferungsfristen bei. Namentlich nutzten die alten und neuen chinesischen Handelsfirmen das direkte Importangebot aus und legten sich Vorräte an, an deren glattem Absatz selbst bei Fortdauer der günstigen Konjunktur billig gezweifelt werden durfte.

Im Jahre 1906 setzte dann der Rückschlag, der schon 1905 vorauszusehen war, in aller Schärfe ein. Er begann damit, daß die chinesischen Firmen durch ihre hohen Zinsverpflichtungen, die sie nach landesüblichen Prozentsätzen eingegangen waren, teils zur Verschleuderung ihrer Bestände, teils zu Zahlungseinstellungen genötigt wurden. Der Zinssatz, zu dem der chinesische Kaufmann bei seinen Geldgebern Kapital erhält, ist ein sehr viel höherer als der gewöhnliche europäische, und das Liegenbleiben der Waren mußte sich daher bei den Chinesen auf eine noch schlimmere Weise äußern, als bei den europäischen Häusern. Nicht nur, daß die Schäden für den Augenblick groß waren, sondern die Kauf- und Kapitalkraft dieser

Leute wurde durch den erlittenen Schaden auf eine Reihe von Jahren hinaus empfindlich geschwächt.

Diese ganze Wendung des Importgeschäfts in China war bereits an sich ungesund. Sie wurde aber noch sehr verschlimmert durch währungspolitische Vorgänge in China, und diese wurden das eigentliche entscheidende Uebel. Die große amerikanische Kupferkrise mußte an sich natürlich auch auf dem chinesischen Markt bemerkbar werden. Abgesehen von ihrer allgemeinen Rückwirkung äußerte sich aber die rapide Verbilligung des Kupfers besonders schädlich in der chinesischen Käschrprägung. Die eigentliche Münze in China ist, wie wir uns erinnern, der kupferne Käschr; Silber wird nicht zu einem festgesetzten Nennwert, sondern nur nach seinem Gewicht, nach seinem Feingehalt und nach seinem eigentlichen Kursstand als Zahlungsmittel gebraucht. Während nun früher bei hohen Kupferpreisen der Metallwert des kupfernen chinesischen Käschr hoch gestanden hatte, so daß man selbst anfing, die Käschrstücke, aller Verbote ungeachtet, als Metall gegen Silber aufzukaufen und zu exportieren, fiel der Metallwert nun plötzlich gegen den Nennwert. Unmittelbar vorher war die chinesische Regierung daran gegangen, statt der alten durchlocherten Einkäschrstücke neue Zehnkäschrstücke mit einem geringeren Gesamtgehalt an Metall zu prägen. Dieses schon vorher vorteilhafte Prägegeschäft wurde durch den Fall des Preises für Rohkupfer für die Staats- oder vielmehr Provinzialkassen noch viel lohnender; die Regierung zog nicht nur die alten Käschrstücke zur Umprägung ein, sondern kaufte auch Kupfer aus Amerika in Menge zur Neuprägung von Zehnkäschrstücken. Die Folge war natürlich, daß im öffentlichen Verkehr sehr bald eine Entwertung der neuen Käschr eintrat, und gegenwärtig beträgt diese Entwertung bereits ca. 30 % gegen den Nominalwert. Um diesen Betrag ist also die augenblickliche Kaufkraft der auf den Verkehr mit den neuen Käschr*) angewiesenen Masse in China gesunken — und das geschah gegenüber der starken Anhäufung fremder Einfuhrwaren, die selbst jetzt (Sommer 1908), mehr als 4 Jahre nach Ausbruch des russisch-japanischen Krieges, an einzelnen Plätzen, wie z. B. in Tientsin, trotz der Verringerung der Zufuhr in den letzten Jahren, noch nicht vollständig verkauft sein sollen. Schließlich traten noch Ueberschwemmungen im Jangtsegebiet, der wichtigsten Aufnahmegegend von China für die fremde Einfuhr, während der Jahre 1906/07 hinzu, um die allgemeine

*) Im Inneren werden noch viel alte vollwertige Käschr gebraucht.

Lage noch weiter ungünstig zu beeinflussen. Auch zu Anfang des neuen Jahres 1909 lauten die Berichte über den Stand des Wirtschaftslebens in Ostasien immer noch nicht günstig, wenn auch hier und da eine langsame Wendung zum Besseren konstatiert wird. Auf diesem allgemeinen Hintergrund will also zunächst das äußere Bild der Verhältnisse, das sich in Tsingtau gerade jetzt darbietet, verstanden werden — d. h. wir dürfen im Augenblick nicht erwarten, die dortige Lage von der ostasiatischen Handelskrisis ganz unbeeinflusst zu finden.

Wer Tsingtau gegenwärtig besucht und sich einerseits mit den statistischen Zahlen der Handelsentwicklung, andererseits mit dem Durchschnitt vieler privaten Urteile über die Lage der Dinge bekannt zu machen sucht, der stößt zunächst auf einen ganz auffallenden Widerspruch. Die Ausfuhr, die zurzeit der Besetzung der Kiautschoubucht durch uns ganz unbedeutend war, betrug (in abgerundeten Zahlen) während der Geschäftsjahre vom 1. Oktober 1901 bis 30. September

1901/02 . . .	2,64	Millionen	Dollars
1902/03 . . .	4,45	"	"
1903/04 . . .	7,37	"	"
1904/05 . . .	9,99	"	"
1905/06 . . .	10,39	"	"
1906/07 . . .	15,14	"	"

Die entsprechenden Zahlen für die Einfuhr von Waren nicht chinesischen wie chinesischen Ursprungs, ausschließlich der Materialien für Eisenbahn- und Bergbau, sowie ausschließlich der für Rechnung des Gouvernements erfolgten Einfuhr, sind folgende:

1901/02 . . .	6,73	Millionen	Dollars
1902/03 . . .	12,82	"	"
1903/04 . . .	17,4	"	"
1904/05 . . .	22,44	"	"
1905/06 . . .	30,02	"	"
1906/07 . . .	36,45	"	"

Es zeigt sich also in der Einfuhr wie in der Ausfuhr eine fortgesetzte kräftige Steigerung, und gegenwärtig, nach etwa zehnjährigem Bestehen, hat Tsingtau mit seiner Gesamthandelsbewegung den beinahe 40 Jahre älteren Handelsplatz Tschifu an der Nordseite der Schantungshalbinsel erreicht und ist jetzt im Begriff, ihn kräftig zu überflügeln. Dabei erscheint es besonders auffällig, daß sich in

der Aus- und Einfuhr Tsingtaus bis Ende 1907 noch keine Beeinflussung durch die große ostasiatische Handelsdepression der letzten Jahre bemerkbar machte. Während des Wirtschaftsjahres 1907/08 kam es an anderen Plätzen zu großen Rückgängen, die z. B. für Tschifu während der Monate Januar bis März 1908 gegen denselben Zeitraum 1907: 2,2 % betragen; in Niutschwang waren es 37,2 %, in Kanton 5,9 %, in Schanghai 13,4 %, in Tientsin 44,1 %! Tsingtau dagegen hatte immer noch eine wenn auch geringe Zunahme um 1,2 % zu verzeichnen. Im weiteren Verlauf des Wirtschaftsjahres mußten dann allerdings auch wir der allgemeinen Krisis einen gewissen Tribut zahlen. Die zu Anfang 1909 in der Kiautschou-Denkschrift des Reichsmarineamts veröffentlichte Schlußabrechnung für 1907/08 zeigt zwar eine abermalige Steigerung der Ausfuhr aus Tsingtau von 15,1 Millionen auf 18,4 Millionen Dollars, aber eine Abnahme der Einfuhr von Waren nichtchinesischen Ursprungs, also in erster Linie der europäischen, amerikanischen und japanischen Industrieartikel, von 27,3 auf 21,4 Millionen. Darin spricht sich der Charakter der allgemeinen ostasiatischen Krisis deutlich genug aus. Trotz einer kleinen Zunahme der Einfuhr aus anderen chinesischen Häfen nach Tsingtau schließt also das Wirtschaftsjahr mit einer Verringerung des Tsingtauer Gesamthandels um 1,9 Mill. Dollars: 49,7 Millionen für 1907/08 gegen 51,6 Millionen für 1906/07. Mit Rücksicht auf die besondere und vorübergehende Natur dieses Minus steht aber durch die vorgeführten Ziffern doch fest, daß eine kräftige Entwicklung im allgemeinen nicht bestritten werden kann. Einer besonderen Hervorhebung ist auch noch die Tatsache wert, daß an der stetigen Steigerung des Gesamtumsatzes in Aus- und Einfuhr die Kohlenausbeute der Schantung-Bergbau-gesellschaft bis jetzt noch keinen spürbaren Anteil gehabt hat, da der Absatz der geförderten Kohlen vorläufig fast ganz und gar innerhalb der Grenzen des Eisenbahngebiets und der Provinz Schantung erfolgt ist.

In einem starken Widerspruch mit dem Bilde, das sich aus den Ziffern der Aus- und Einfuhrstatistik zu ergeben scheint, steht nun eine gewisse kritische Gemütsverfassung und teilweise pessimistische Stimmung, die dem Besucher Tsingtaus jetzt bei der allgemeinen Unterhaltung in privaten Kreisen des Schutzgebiets entgegentritt. Mit außerordentlicher Bestimmtheit wird vielfach über den schlechten Geschäftsgang, über die stagnierende Entwicklung, über falsche wirtschaftspolitische Maßnahmen der Verwaltung und dergleichen geklagt.

Besonders lebhaft wird z. B. auf den großen Unterschied hingewiesen, den das Bild des Dampferverkehrs in Tsingtau und Tschifu gewähre. In Tsingtau gehöre es zu den Ausnahmen, daß eine größere Anzahl Dampfer im Hafen liegt, während auf der Rhede von Tschifu fortwährend eine Menge Dampfer zu sehen sei. In Tschifu und anderen Plätzen herrsche ein reges, auf der natürlichen Entwicklung der Verhältnisse beruhendes Verkehrswesen; in Tsingtau hätten die Geschäftsleute größtenteils mit wachsenden Schwierigkeiten zu kämpfen, ja es bestehe eine wirkliche Geschäftskrisis.

Allerdings: eine besondere Tsingtauer Krisis besteht zum Teil wirklich, aber ihr Eintritt war auf Grund natürlicher und nahe liegender Erwägungen schon seit Jahr und Tag vorauszusehen, und sie hat wenig mit der prinzipiellen Beurteilung der Entwicklungsverhältnisse Tsingtaus zu tun. Natürlich ändert das nichts an der Tatsache, daß die Betroffenen sie schwer empfinden und daß sich unter ihrem Eindruck das Bild der allgemeinen Lage für bestimmte Kreise überwiegend ungünstig gestaltet. Nur ist es ein sachlich unberechtigter Standpunkt, von hier aus allgemeine Urteile mit dem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit fällen zu wollen. In Tsingtau sind von 1897 bis jetzt nicht weniger als rund 120 Millionen Mark an staatlichen Mitteln aufgewendet worden. Die kritische Auseinandersetzung dieser Gesamtsumme in ihre einzelnen Positionen soll weiter unten erfolgen; einstweilen genügt die Feststellung, daß es sich hier natürlich nicht nur um dauernde Aufwendungen des Reichs, sondern überwiegend um die einmaligen Gründungs- und Anlagekosten für das Schutzgebiet handelt. Die wichtigsten Positionen sind hierbei der Hafenaufbau, die (verhältnismäßig recht bescheidenen) Befestigungswerke, die Herstellung der Regierungsgebäude, der gesamten Stadtanlage einschließlich der Wege, der Kanalisation, der Beleuchtung usw., und die Forstkulturen. Außer jenen 120 Millionen aus Reichsmitteln wurden noch über 60 Millionen Privatkapital durch die Erbauung der über 400 km langen Schantungeseisenbahn und die Einrichtung der Bergwerksbetriebe der Schantung-Bergbaugesellschaft angelegt. Auch die Aufwendungen für die Eisenbahn und die Bergwerke müssen in ähnlicher Weise als große einmalige Ausgaben, als Investitionen von Gründungskapital, angesehen werden, wie die staatlichen Ausgaben für Hafen, Dock und sonstige Regierungsbauten und Anlagen. Nebenher geht das Lieferungsgeschäft für den Bedarf der in Tsingtau stationierten Marinetruppen und des Kreuzergeschwaders. Abgesehen von diesen letzten Positionen mußte ein starker Um-

schwung der Verhältnisse mit Notwendigkeit von dem Augenblick an erwartet werden, wo die einmaligen großen staatlichen Bauten und Lieferungen und die Arbeiten an der Bahn und den Bergwerken ihr Ende erreichten. Während der Gründungszeit hat sich aber in Tsingtau eine im Verhältnis zu dem dauernden zukünftigen Bedarf viel zu bedeutende Anzahl von Firmen etabliert, davon nicht wenige mit einem ganz unbedeutenden Kapital und mit Ansprüchen an die Höhe der persönlichen Lebenshaltung, die weniger den zukünftigen dauernden Verhältnissen, als dem augenblicklichen guten Verdienst entsprachen. Außerdem haben noch zweimal besonders günstige aber gleichfalls vorübergehende Umstände dazu beigetragen, den in Tsingtau begründeten Unternehmungen und Firmen einen außerordentlichen Gewinn zuzuführen: erstens der Verdienst, den die Lieferungen für die Truppen in Tientsin und Peking im Sommer 1900 mit sich brachten, und zweitens der russisch-japanische Krieg 1904 und 1905. Für Tsingtau fiel der Krieg gerade mit der allmählich beginnenden Verringerung des staatlichen Bau- und Liefergeschäfts zusammen, und man kann wohl sagen, daß die gegenwärtigen Klagen an Ort und Stelle schon früher laut geworden wären, wenn nicht dieses besondere Zusammentreffen stattgefunden hätte. Wer sich Tsingtau unparteiisch ansieht und sich von älter ansässigen Leuten etwas über die Entwicklung der letztverfloffenen Jahre erzählen läßt, der wird keinen Zweifel darüber haben, daß hier von Privaten viel, zum Teil sehr viel Geld verdient worden ist, und daß gut, zum Teil ganz außerordentlich gut gelebt worden ist. Daß derartige Verhältnisse dauernd bestehen bleiben sollten, war aber aus den angedeuteten Gründen von vornherein ausgeschlossen. Man braucht nur einen Gang durch die Straßen zu machen und hier und da einige Fragen an kundiger Stelle zu tun, um sofort zu sehen, daß die Zahl der kleineren, auf den bloßen Ortsverkehr und das Ortsgeschäft berechneten Betriebe zu groß ist. Wenn nicht in nächster Zeit ähnlich unerwartete, das Geschäftsleben begünstigende Ereignisse eintreten, wie 1900 und 1904 — vorläufig ist aber nicht leicht zu sehen, woher sie kommen sollen —, so muß es als ausgeschlossen gelten, daß sich alle jetzt am Ort bestehende Firmen in derselben Weise wie bisher dauernd halten. Gegenwärtig ist die europäische Zivilbevölkerung zirka 1500 Köpfe stark (gegen 1225 im Jahre 1905/06) und die Kopfstärke der Besatzungstruppen beträgt nicht ganz 2500 Mann. Selbst wenn man die größere Höhe der Gehälter und Löhnungen in Ostasien in Betracht zieht, so reicht eine der-

artige Einwohnerschaft nicht hin, um die Menge der bloßen Platzgeschäfte in Tsingtau zu unterhalten, zumal auch auf dieser Seite vielfach mit bedeutenden Unkosten, namentlich mit einer sehr reichlichen Zahl von europäischen Angestellten, gewirtschaftet wird. Dazu kommt noch ein weiteres Moment. Je länger desto mehr zieht sich eine leistungsfähige chinesische Kaufmannschaft nach Tsingtau, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß gerade hierin eine grundlegende Vorbedingung für den andauernden Aufschwung des Platzes liegt. Der chinesische Kaufmann aber arbeitet auf der einen Seite mit erheblich geringeren Unkosten als der deutsche, der sein Geschäft in erster Linie auf die Befriedigung des Ortsbedarfs hin zugeschnitten hat, und er ist auf der anderen Seite in der Lieferung der gewöhnlichen Verbrauchsartikel ungefähr ebenso leistungsfähig wie jener — insolgedessen also billiger, zum Teil ganz merklich billiger. Unmöglich kann man es der nicht handeltreibenden Einwohnerschaft von Tsingtau zumuten, daß sie dieselben Sachen, die man beim Chinesen annähernd ebenso gut aber billiger bekommen kann, im deutschen Warenhaus oder Konsumgeschäft erstekt. Gerade die übermäßig große Anzahl der kleineren und mittleren europäischen Geschäfte hat zur Folge, daß auf jedes von ihnen nur eine geringe Anzahl von Einkäufen entfällt, und dadurch wird wiederum eine Steigerung der geforderten Preise bedingt, die in dieser Weise vermieden werden könnte, wenn die Zahl der Geschäfte geringer wäre. Die hohen Preise, die durch die Ueberproduktion an Geschäftsbetrieben bedingt werden, veranlassen ihrerseits wiederum die Bevölkerung, zumal die auf ein bestimmtes Einkommen angewiesenen Beamten und Offiziere, ihren Bedarf, soweit es geht, durch direkten Bezug in Deutschland zu decken. Die Kaufleute führen über diese Praxis Klage und vertreten vielfach den Standpunkt, daß die besseren Einkommenverhältnisse die Beamten und Offiziere moralisch verpflichteten, statt direkt in Deutschland, in den Tsingtauer Geschäften zu kaufen. Daß dies ein ganz unhaltbarer Gedanke ist, liegt auf der Hand, denn das Reich zahlt seine Gehälter nicht zu dem Zweck, um draußen Betriebe am Leben zu erhalten, für deren Existenz bei der jetzt vorhandenen Zahl der Einwohnerschaft keine innere Notwendigkeit vorliegt, sondern es zahlt sie zu dem Zweck, um seinen Angestellten eine Entschädigung für die vermehrte gesundheitliche Gefahr und für die mancherlei sonstigen Schwierigkeiten und Entbehrungen zu gewähren, die mit dem langjährigen Aufenthalt unter den dortigen Verhältnissen notwendig verbunden sind. Außerdem

bleibt für jeden Tsingtauer Haushalt noch eine Menge übrig, was nicht durch Bestellung zu Hause, sondern in Tsingtau selbst zu hohen Preisen beschafft wird. Um also eine richtige Anschauung von dem Entwicklungsstande und der wirtschaftlichen Zukunft Tsingtaus zu gewinnen, muß man zunächst zwischen denjenigen Urteilen, die auf der geschilderten besonderen Lage des Tsingtauer Platzgeschäfts beruhen, und denjenigen, die sich auf allgemeine Gründe und Tatsachen stützen, unterscheiden.

Die bisher so günstige Entwicklung Tsingtaus ist im wesentlichen durch zwei Faktoren bedingt: die Schantungseisenbahn und das Zollabkommen mit China von 1905. Mit dem Eisenbahnbau wurde Ende 1899 begonnen, und trotz der inzwischen wegen des sogenannten Boxeraufstandes eingetretenen Schwierigkeiten wurden die Arbeiten bis zum Jahre 1904 fertig gestellt. Vom Geschäftsjahr 1902/03 an begann sich die Wirkung der Eisenbahn in einer raschen Steigerung des Gesamthandels zu äußern. Hatte der bis dahin stets unter 10 Millionen Dollars*) betragen, so stieg er von 1902/03 bis zum Jahre 1906/07 auf 17,3 — 24,9 — 32,4 — 39,5 — 51,6 Mill. Dollars. Dem entspricht die Steigerung des Schiffsverkehrs im Hafen von Tsingtau von 182 Dampfern im Jahre 1899/1900, auf 498 im Jahre 1906/07. Als ein besonders wichtiges und erfreuliches Ergebnis des Eisenbahnbaues muß die allmähliche Verbesserung des Verhältnisses zwischen der Einfuhr und Ausfuhr Tsingtaus betrachtet werden. Während in früheren Jahren die Ausfuhr etwa nur ein Viertel des Gesamthandels zu betragen pflegte, hat sie im Jahre 1906/07 bereits nahezu ein Drittel des Gesamthandels umfaßt, d. h. der Wert der Ausfuhr ist beinahe auf die Hälfte vom Wert der Einfuhr gestiegen, und zwar, was wiederum besonders angemerkt werden muß, ohne daß es bisher zu einer ins Gewicht fallenden Kohlenausfuhr aus den Betrieben der Schantung-Bergbaugesellschaft gekommen wäre. Daß späterhin nicht nur die Kohlenausfuhr, sondern auch eine Ausfuhr von Hüttenprodukten aus den Eisenerzlagern an der Bahn sich entwickeln wird, ist aber, wie wir bei der Besprechung der Bergwerksverhältnisse noch

*) Eine gewisse Schwierigkeit bei den Angaben über den Wert des Tsingtauer Handels liegt in den besonderen Währungsverhältnissen Chinas. Der Kurs des Dollars hat während der letzten Jahre innerhalb der Grenzen von ca. 1,72 bis 2,40 M. geschwankt, und dementsprechend der Wert der chinesischen Rechnungsmünze, des Taels. Im allgemeinen kann man annehmen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Mittelwert für den Dollar 2 M. und für den Tael 3 Mark in deutscher Währung beträgt.

sehen werden, höchst wahrscheinlich, und alsdann wird sich die bisher immer noch nicht günstige Bilanz zwischen Tsingtaus Export und Import wohl endgültig verbessern. In Tschifu verhalten sich Ausfuhr und Einfuhr günstiger. Würde das Verhältnis zwischen Ausfuhr und Einfuhr in Tsingtau dem in der ganzen Provinz Schantung entsprechen, so wäre die Lage höchst ungesund, aber der Handel über die Landgrenze von Schantung kann überhaupt nicht statistisch erfaßt werden. Mutmaßlich überwiegt hier die Ausfuhr die Zufuhr. Auf jeden Fall fällt auch der verhältnismäßig starke Zufluß an barem Geld nach Schantung ins Gewicht. Er stammt daher, daß viele Schantungleute als Arbeiter nach der Mandschurei zu gehen pflegen und mit ihrem Verdienst zurückkehren. Die Bargeldeinfuhr aus der Mandschurei war außerordentlich stark, als dort die russische Bahn gebaut und die Häfen von Dalny und Port-Arthur errichtet wurden. Seitdem ist der Arbeiterstrom, der von Schantung nach der Mandschurei fließt, schwächer geworden, aber er hat auch gegenwärtig unter dem japanischen Regiment keineswegs aufgehört. Vielleicht kann auch die starke Zunahme der Ausfuhr 1907/08 bereits als Zeichen einer Entwicklung des Verhältnisses von Ausfuhr und Einfuhr in der Art wie in Tschifu gedeutet werden, aber bei dem irregulären Charakter der gegenwärtigen kritischen Zeit ist es besser, das Urteil hierüber noch zu vertagen.

Von sehr günstiger Wirkung ist ferner das veränderte Zollabkommen mit China gewesen. Während der ersten Jahre nach der Besetzung von Kiautschou erfolgte die Verzollung der aus dem Schutzgebiet nach China gehenden Güter jedesmal bei ihrem Uebergang auf den Transport ins Innere; Tsingtau und das Schutzgebiet selbst bildeten ein Freihandelsgebiet. 1905 wurde statt dessen nur ein beschränktes Freihafengebiet geschaffen und im Schutzgebiet derselbe Zollsatz eingeführt, wie in China. Mit Rücksicht darauf, daß der über Tsingtau gehende Handel im wesentlichen aus dem chinesischen Hinterland kommt und dorthin bestimmt ist, übernahm die chinesische Seezolldirektion in Tsingtau die Verwaltung des Zolls, wogegen das Gouvernement von Kiautschou mit einem bestimmten Anteil, 20 % der Zollerträge, an den Einnahmen beteiligt ist. Diese Teilung nach dem Verhältnis von 4:1 zwischen China und der Schutzgebietsverwaltung beruht auf der Annahme, daß ein Fünftel der in Tsingtau anlangenden Waren für den Verbrauch innerhalb des deutschen Gebiets, vier Fünftel dagegen für die Durchfuhr nach China bestimmt seien. Zum erstenmal erhielt das Gou-

vernement für die Zeit von Januar bis Juni 1906 einen Anteil an den Einnahmen des chinesischen Zollamts. Für das Jahr 1906/07 betrug er bereits über 570 000 Mark und machte mehr als ein Drittel der eigenen Einnahmen des Schutzgebietes aus. Unmittelbar nach dem Abschluß des Zollabkommens mit China erlebte der Gesamthandel von Tsingtau den größten bisher vorgekommenen Aufschwung: um ca. 12 Millionen Dollars von 1905/06 auf 1906/07. Gegenwärtig wird der chinesische Zoll erhoben, sobald die Ware den neu geschaffenen Freihafenbezirk innerhalb der Tsingtauer Hafenanlage verläßt, während früher jeder einzelne Posten von Gütern für sich verzollt werden mußte, sobald er in den chinesischen Verkehr gelangte. Diese Praxis hatte z. B. zur Folge, daß die Passagiere beim Antritt der Eisenbahnfahrt von Tsingtau ins Innere ihr Gepäck revidieren und eventuell verzollen lassen mußten. Ebenso mußten die chinesischen Kaufleute, die zum Einkauf von Waren aus dem Innern nach Tsingtau kamen und dort in der Regel sehr verschiedene Warengattungen von verschiedenen Tsingtauer Firmen bezogen, von den Einkaufsstellen aus die Verzollung beim chinesischen Zollamt besorgen, was auf alle Fälle einen Verlust an Zeit, eine Vermehrung der Unkosten und eine große Erschwerung des Geschäftsganges bedeutete. Auf die Dauer wäre es bei diesem Modus gar nicht zu umgehen gewesen, daß China seinerseits eine feste Zollgrenze rings um das Schutzgebiet einrichtete, und da andererseits das deutsche Gouvernement keinesfalls in der Lage gewesen wäre, dauernd auf Zolleinnahmen aus dem Tsingtauer Handel zu verzichten, so hätte sich daraus entweder die Notwendigkeit eines doppelten Zollgeschäfts oder sonstiger Schwierigkeiten und Belästigungen für den Handel ergeben. Dadurch, daß der chinesische Zoll jetzt nicht an der Landesgrenze sitzt, sondern in Tsingtau selbst, hat die Kolonie überdies den Vorteil, daß ihr eigener Verbrauch an chinesischen Inlandsprodukten, von denen sonst der übliche chinesische Ausfuhrzoll erhoben werden würde, zollfrei ist. Die Steigerung der Zolleinkünfte und des Handels von Tsingtau im Vergleich zu Tschifu geht aus der Statistik der chinesischen Zollverwaltung, deren Rechnungsjahr vom 1. Januar bis 31. Dezember läuft, noch deutlicher hervor, als aus der deutschen vom 1. Oktober bis 30. September laufenden Rechnungsweise. Es betrug nach der chinesischen Seezollstatistik der

Gesamthandel	1905	1906	1907
von Tschifu	39 Mill. Taels	34,37 Mill. Taels	28,6 Mill. Taels
von Tsingtau	22 " "	30,5 " "	28,6 " "

Die Zolleinkünfte

	1905	1906	1907
von Tschifu	871 000 Taels	818 000 Taels	633 000 Taels
von Tsingtau	545 000 „	863 000 „	934 000 „

Zu diesen Ziffern muß bemerkt werden, daß im Jahre 1906 der ca. 5 Millionen Taels betragende Dschunkenhandel des Kiautschougebiets, der zum größten Teil über den Hafen Taputur am Nordrande der Kiautschoubucht geht, noch mit in der Gesamtsumme 30,5 Millionen Taels enthalten ist. Für das Jahr 1907 hat das chinesische Seezollamt die Berechnungsweise geändert und die Statistik des Dschunkenhandels besonders geführt; unter Zurechnung des Verkehrs auf chinesischen Fahrzeugen würde sich für 1907 ein Gesamt-handel von 33,6 bis 34 Millionen Taels für das Schutzgebiet ergeben. In Tschifu ist der Dschunkenhandel etwas größer als im Kiautschougebiet; er hängt in erster Linie von der Ernte ab und ist zum großen Teil direkter Tauschhandel. Seit 1907 beginnt unter der Einwirkung der neuen Zollordnung der Verkehr der großen Dschunken von Taputur, dem Hafen der alten chinesischen Handelsstadt Kiautschou, allmählich nach dem Hafen von Tsingtau überzugehen, weil der chinesische Händler Wert darauf legt, seine Waren sofort verzollt zu sehen. Wenn das nicht der Fall ist, wie es nach der früheren Ordnung der Dinge in Tsingtau leicht vorkommen könnte, so lief die Ware Gefahr, ihre Provenienz zu verlieren, d. h. auch wenn sie aus einem anderen chinesischen Vertragshafen bezogen und dort bereits verzollt war, doch einer nochmaligen Verzollung zu unterliegen. Vor dieser Gefahr sind die chinesischen Kaufleute in Tsingtau seit der neuen Zollordnung sicher. Im übrigen bezahlen die auf Dschunken verschifften Waren nur die Hälfte des Fremdenzolls, weil sie als einheimische Handelsartikel schon bei der Ausfuhr aus ihrem Herkunftshafen Ausfuhrzoll (im Betrag von 50 % des Einfuhrzolls für fremde Waren) bezahlt haben.*)

*) Die vorhergehenden Angaben, einschl. der Vergleichsziffern zwischen Tsingtau und Tschifu, entstammen den jährlichen Veröffentlichungen der chinesischen Seezollverwaltung, den Trade-Reports, von 1906 und 1907. Der amtliche Jahresbericht der Chinesischen Seezollverwaltung (Imperial Maritime Customs; Returns of trade and trade reports, 1907, part. II, vol. I, p. 121) schreibt für das Vorjahr über Tsingtau: „Von besonderer Wichtigkeit ist die Tatsache, daß im Laufe dieses Jahres zwanzig Dschunken von Tschifu nach Tsingtau zum ersten Male Gebrauch von dem Tsingtauer Dschunkenhafen gemacht haben. Früher blieben die südlichen Dschunken fort; trotzdem daß zur Zeit des früheren Abkommens mit China in Tsingtau keine Importzölle erhoben wurden, zogen sie doch die Häfen an der inneren

Die gegenwärtige Handelskrisis in China ist nach dem Urteil erfahrener Sachkenner, die während eines Menschenalters die Entwicklung der ostasiatischen Wirtschaftsverhältnisse persönlich an Ort und Stelle verfolgt haben, die schwerste und am längsten anhaltende seit einem Menschenalter. Ueber die verschiedenen Gründe, die zu ihrem Ausbruch geführt und sie fortgesetzt verschärft haben, ist bereits weiter oben geredet worden. Es bedarf keiner besonderen Darlegung darüber, daß sie, abgesehen von allen diesen besonderen Ursachen, auch noch in einem inneren Zusammenhang mit dem allgemeinen Rückschlag in der Weltwirtschaft steht, der im Laufe des vorigen Jahres offenbar geworden ist, und daß daher auf ostasiatischem Gebiet eine entschiedene Wendung zum besseren nicht unabhängig von dem Wiedereintritt der Aufwärtsbewegung auf dem allgemeinen Weltmarkte erwartet werden kann. Dazu kommt, daß die Lage in Japan in ostasiatischen Handelskreisen zunehmend pessimistisch beurteilt wird. Was Japan betrifft, so mehrt sich jetzt die Zahl der Stimmen, die in der dortigen Krisis überhaupt nicht mehr lediglich eine durch die allgemeinen Verhältnisse bedingte, mehr oder weniger rasch vorübergehende Erscheinung sehen wollen, sondern den

Bucht vor, besonders den Ankerplatz von Kiautschou, obwohl dort Einfuhrzölle existierten. Ihre Ankunft in Tsingtau bedeutet daher einen wichtigen Wendepunkt in der Entwicklung des Hafens und der Kolonie, und zwar kann man um so befriedigter darüber sein, weil nicht ein bloßer Platzwechsel des Dschunkenhandels von Kiautschou zugunsten Tsingtaus vorliegt, sondern ein tatsächliches Wachstum. Die Einnahme von den Dschunken in Tsingtau hat sich während des Jahres versünffacht, während sie in Kiautschou und den übrigen Plätzen (an der Bucht) ebenfalls etwas gewachsen zu sein scheint. Im ganzen sind die Dschunkeneinnahmen für 1906 und 1907 die höchsten, die bisher vorgekommen sind, und das Wachstum während dieser zwei Jahre — ungefähr 30 % — bedeutet zusammen mit dem vorher erwähnten Wechsel einen erfreulichen Beweis für den Wiederaufschwung eines bisher stagnierenden Handels und für das zunehmende Vertrauen in den neuen Tsingtauer Dschunkenhafen, das bisher auf Seiten der südlichen Dschunkeneigentümer und Kaufleute fehlte. Im ganzen hat also das Jahr 1907 die während der ersten 6 Monate gehegten Erwartungen voll erfüllt, und abgesehen von vorübergehenden Enttäuschungen gegen Ende bezüglich des fremden Handels und Gewinns, speziell der fremden Kaufleute, muß es als entschieden befriedigend für den Tsingtauer Hafen betrachtet werden. Namentlich in zwei schwachen Punkten, die von Bedeutung für seinen sonst blühenden Handel waren, sind seit dem neuen Zollabkommen entschiedene Zeichen von Besserung vorhanden. Das Erste ist die bisherige Geringfügigkeit der Exporte, die jetzt von 4,88 Mill. Taels für 1905 auf 6,33 Mill. für 1906 und 8,48 Mill. für 1907 gestiegen sind, also eine Zunahme in zwei Jahren um annähernd 75 %. Der Wert der Ausfuhr beträgt jetzt ca. 50 % von dem der Einfuhr, und Schiffe, die früher mit geringer Ladung weggingen, haben jetzt gute Rückfrachten. Das Zweite ist, daß die Abneigung der südlichen Handelsdchunken gegen Tsingtau, nun als glücklich definitiv überwunden gelten kann."

Beginn eines weitergehenden, durch die finanzielle Ueberanstrengung des Landes bedingten Zusammenbruchs. In diesem Falle, über dessen Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit hier kein Urteil abgegeben werden kann, würde natürlich eine gewisse Rückwirkung auf den chinesischen Handel auch nach Besserung der übrigen Lage stattfinden. Wie dem aber auch sei: Sobald in Ostasien, oder zum mindesten in China, normale Handels- und Wirtschaftsverhältnisse wiederkehren, dürfen wir auch ein kräftiges Wiederansteigen der Tsingtauer Handelsbewegung erwarten. Auf der andern Seite wäre es aber ein zu großer Optimismus, wenn man ohne bestimmte Anhaltspunkte einer besonders großartigen und rapiden Entwicklung entgegensehen wollte. Was aus Tsingtau als Handelsplatz wird, hängt von sehr vielen Faktoren ab: von dem Ausbau des Bahnnetzes um Tsinanfu und im weiteren chinesischen Hinterlande; von der Förderung guter Schiffs- und guter Koks- und Kohle in den Werken der Schantung-Bergbaugesellschaft; von der Inangriffnahme der Eisenerzlager im Bahngebiet samt der dazugehörigen Errichtung eines Walzwerks; von verkehrstechnischen Maßnahmen auf dem Gebiet der Schifffahrt; von der kulturellen Beeinflussung des Chinesentums im Wirkungsbereich der von Tsingtau ausgehenden Bahnen; — schließlich noch von verschiedenen allgemein politischen Möglichkeiten. Diese verschiedenen Einzelfragen uns kurz zu vergegenwärtigen soll die nächste Aufgabe unserer Untersuchung sein.

Sehen wir zunächst zu, wie sich die gegenwärtig von Tsingtau erreichte Entwicklungsstufe zu den übrigen Hauptpunkten des chinesischen Wirtschaftslebens an der Küste verhält und welches die wichtigsten dauernden Bedingungen sind, von denen die Entfaltung dieses Lebens natürlicherweise abhängig ist. Die Handelsbedeutung der Häfen Chinas spiegelt sich außer in der direkten Warenstatistik am besten in den Zolleinkünften wieder.*) Im Jahre 1901 erscheint Tsingtau unter den damaligen 36 Vertragshäfen Chinas (zolltechnisch ist es als solcher zu betrachten) mit rund 107 400 Taels an der dreißigsten Stelle; nur einige ganz unbedeutende Plätze hatten einen noch geringeren Ertrag. 1907 machen die Einkünfte von Tsingtau rund 934 000 Taels aus, haben sich also verneunfacht. Damit steht Tsingtau an der siebenten Stelle. Allerdings muß diese Zahl im Zusammenhange mit der überragenden Bedeutung

*) Die folgenden Ziffern wiederum nach den Returns of Trade and Trade Reports der chinesischen Seezollverwaltung, 1907, Part I, Abstracts of Statistics. (Shanghai, 1908.)

verstanden werden, die einigen großen Häfen und ganz besonders Schanghai zukommt. Die Gesamteinnahme Chinas aus den Seezöllen betrug 1901 etwa 25 $\frac{1}{2}$ Millionen, 1907 beinahe 34 Millionen Taels. Davon brachte Schanghai allein 8,15 bzw. 11 Millionen ein. Die nächste, durch einen weiten Abstand getrennte Gruppe bilden Tientsin, Hankau und Canton, die gegenwärtig rund je drei Millionen Taels einbringen. Dann folgt eine Lücke bis zur Gruppe Swatau-Tschingkiang mit 1,53 und 1,27 Millionen Taels. Zu dieser dritten Klasse der chinesischen Handelshäfen gehört also Tsingtau gegenwärtig, und mit ihm etwa noch Tschifu, Kiukiang, Wuhu, Hangtschau, Ningpo, Futschau, Amoy, die sämtlich im Durchschnitt der letzten sieben Jahre nicht sehr weit von einer Million Taels Ertrag entfernt sind. Der Unterschied zwischen den übrigen genannten Plätzen und Tsingtau ist nur der, daß jene während der ganzen Periode mit ihren Erträgen, wenn auch im allgemeinen mit etwas steigender Tendenz, nur unbedeutend um einen bestimmten Mittelwert geschwankt haben, während Tsingtau ein rasches Ansteigen zeigt. Von 1901 bis 1907 sind die Ziffern: 107 400, 192 900, 310 500, 432 500, 545 200, 863 400, 934 600 Taels. Etwas ähnliches kommt bei keinem einzigen chinesischen Hafen vor, und man wird daher nach der bisherigen Entwicklung wohl ziemlich sicher annehmen dürfen, daß Tsingtau auch ohne weitere besondere Maßnahmen noch Tschingkiang und Swatau erreicht und vielleicht an die Spitze der Häfen dritten oder, wenn man Tientsin, Canton und Hankau mit Schanghai in eine Gruppe zusammenfassen will, derjenigen zweiten Ranges tritt. Der nächste Schritt müßte es dann aber schon an die Seite der großen Welt-handelsplätze Canton, Tientsin und Hankau führen. Zu dem Zweck müßte sich sein Handel gegen den jetzigen Stand verdreifachen. Es fragt sich, ob in den natürlichen Verhältnissen hierfür eine haltbare Aussicht begründet erscheint und welche Faktoren für die Gewinnung des Urteils hierüber maßgebend sind.

Wir müssen hierfür zunächst auf die Gründe zurückgreifen, die feinerzeit nach mehrjährigem Schwanken zur Auswahl der Kiautschou-bucht als deutschen Flotten- und Handelsstützpunkt geführt haben. Ursprünglich erwog man nämlich, ob es nicht vorteilhafter sein würde, einen weiter nach Süden liegenden Hafen zu erstreben, wo ein gewisser Handelsverkehr, der für Kiautschou erst aus dem Nichts zu schaffen war, bereits existierte und die Bevölkerung gegenüber dem einseitig agrarischen, binnenländischen Schantung als wirtschaft-

lich vorgeschrittener galt. Süd- und Mittelchina haben aber nur zwei natürliche, bis weit ins Hinterland hineinreichende Zugänge: das Sikiangsystem, das bei Canton mündet und dessen Pforte durch das englische Hongkong beherrscht wird und den Jangtse, an dessen Mündung der große internationale Handelsplatz Schanghai liegt. Positionen in unmittelbarer Nähe dieser Plätze waren natürlich durch naheliegende Rücksichten ausgeschlossen, und ebenso ein Punkt binnenwärts des Kap Schantung am inneren Gelben Meer. Ferner aber mußte man notwendig mit der Tatsache rechnen, daß die südchinesischen Häfen ohne Ausnahme — auch für die größten, wie Amoy, Swatau, Futschau, gilt dasselbe — schlechte natürliche Verbindungen mit dem Innern haben. Es hängt dies mit dem Gebirgsbau Südchinas zusammen, der das ganze Küstengebiet mit Ausnahme der beiden großen Stromtore bei Canton und Schanghai in eine Reihe isolierter Verkehrsrayons von beschränktem Umfange zerlegt, die weder unter einander noch mit dem Innern, sondern nur mit der See in freier Kommunikation stehen, während die natürlichen Verkehrslinien des Binnenlandes jenseits der gegen das Meer aufgebauten Gebirgsriegel zu den beiden großen Stromsystemen des Jangtse und des Cantonflusses hin verlaufen. Schantung dagegen bot die Aussicht, durch eine von der Kiautschoubucht ins Innere hineingeführte Eisenbahnlinie ohne irgendwelche technischen Schwierigkeiten ein großes Wirtschaftsgebiet aufzuschließen, das vorläufig allerdings beinahe rein agrarischer Natur war, das aber durch seine Mineralschätze — Kohle und Eisen — gute Möglichkeiten der Entwicklung versprach.

Als bald nach der vertraglichen Sicherung des Kiautschou-Pachtgebiets wurde daher mit dem Bau der Schantungsbahn und der Aufschließung der Kohlenlager begonnen. Zwei Schwesergesellschaften, die Schantung-Eisenbahn- und die Schantung-Bergbaugesellschaft, haben die Konzession hierfür erhalten. 1904 war die Bahn fertig; 1905, nach Schluß des ersten Betriebsjahres, wurden $3\frac{1}{4}\%$ verteilt; für 1906 waren es $4\frac{1}{4}\%$ und für 1907, nach einem schlechten Erntejahr in Schantung, $4\frac{3}{4}\%$. Das reicht natürlich noch nicht hin, um eine Hauffe in Schantungsbahnaktien zu entfesseln, aber man vergleiche damit doch einmal, wie langsam sich nicht wenige große Eisenbahnlinien in Deutschland entwickelt haben. Bei manchen, die jetzt zu den Stützen des Systems gehören, hat es recht lange gedauert, bis sie $3\frac{1}{4}\%$ gaben, womit die Schantungsbahn gleich im ersten Jahre angefangen hat. Die Bergbaugesellschaft ist noch nicht

bis zur Verteilung einer Dividende vorgeschritten. Das kann aber nur Unkundige verwundern. Man rechnet unter heimischen Verhältnissen durchschnittlich zehn Jahre, bis ein neu angelegtes größeres Bergwerk vollkommen ertragsreif ist. Wenn eine solche Neuanlage in einem fremden Lande, in einer Gegend stattfindet, deren geologische Verhältnisse im einzelnen vollkommen unbekannt sind und wo noch niemand Erfahrungen in einem Bergwerksbetrieb nach europäischer Art gemacht hat, so wird man jedenfalls nicht erwarten können, daß es schneller vorangehen soll, als zu Hause. In Schantung konnte mit den bergbaulichen Arbeiten in den beiden in Angriff genommenen Revieren, die etwa auf der Hälfte und im dritten Viertel der Bahnstrecke liegen, natürlich nicht eher begonnen werden, als bis die Schienenverbindung zwischen Tsingtau und den Förderorten hergestellt war. Die wichtigste Frage war natürlich die, von welcher Art die Kohle sein würde: ob sie zur Kesselheizung für Dampfschiffe und für die Eisenerzverhüttung sich brauchbar zeigte. Zunächst erschien das Ergebnis nicht sehr günstig. Das erste in Abbau genommene Revier von Jangtse oder Weihjien lieferte zwar eine gute Kohle für Lokomotiven, gewöhnliche Dampfkessel und Hausbrand, aber die Schiffe erhoben nach den ersten Proben Schwierigkeiten, weil die Rückstände groß waren und die Feuerroste unter den Kesseln verschlackten. Praktisch wurde diese Frage nicht wichtig, solange die Gesellschaft ihre ganze geförderte Kohle schlankweg am Produktionsort oder in Tsingtau verkaufen konnte. Das ist bisher der Fall gewesen, da der einheimische Konsum für Feuerungsmaterial in dem äußerst holzarmen Schantung groß ist. Die Chinesen kaufen daher soviel Kohle, wie sie nur bekommen können. Die zweite, weiter landeinwärts gelegene Schachtanlage, im Hungschan- oder Poschanrevier, ließ bald vermuten, daß eine höhere Qualität vorhanden war, aber es hat bei den außerordentlichen Schwierigkeiten, die dort so lange bestanden, wie der Verlauf der Störungen in den kohlenführenden Schichten noch nicht einigermaßen ergründet war, einige Zeit gedauert, bis eine normale Förderung erfolgen konnte. Erst in der allerletzten Zeit, gegen Ende meiner Anwesenheit in Tsingtau, waren die amtlichen Proben über den Wert der Hungschankohle auf dem Elektrizitätswerk in Tsingtau beendet. Sie haben das ebenso wichtige wie erfreuliche Ergebnis gehabt, daß die Kohle für die Kesselheizung auf Dampfern — auch auf Kriegsschiffen — als der durchschnittlichen englischen Cardiffkohle gleichwertig festgestellt wurde. Der ersten größeren

Probebestellung des Geschwaders im Betrage von 500 Tonnen ist jetzt ein Vertrag zwischen der Marineverwaltung und der Bergbaugesellschaft gefolgt, wonach die Gesellschaft ein größeres Kohlenlager in Tsingtau dauernd aufgefüllt zu erhalten und auch sämtliche übrigen Kohlenstationen des Kreuzergeschwaders in Ostasien fortlaufend zu versorgen hat. Auch der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerikalinie haben — zunächst probeweise — Lieferungsverträge mit der Schantung-Bergbaugesellschaft geschlossen und eine der bedeutendsten ostasiatischen Reedereien, die China Navigation Co., ist diesem Beispiel mit einem sehr bedeutenden Abschluß gefolgt. Hiermit ist ein für den Fortschritt Tsingtaus außerordentlich bedeutsamer Faktor in positivem Sinne entschieden. Gleichzeitig mag dieses Ergebnis denjenigen Beurteilern kolonialer und überseeischer Entwicklung zur Lehre dienen, die geneigt sind, für alle Dinge, die Zeit und Weile brauchen, schon in kürzester Frist eine Kritik, sei sie abfällig oder lobend, bereit zu haben. Ueber die Schantungkohle ist, ungefähr seit die ersten Probebohrungen niedergebracht worden, abwechselnd hoffnungsvoll und pessimistisch geurteilt worden, und natürlich gleich mit Ausdehnung dieses Urteils auf die ganze Zukunft von Tsingtau, obwohl von sachverständiger Stelle stets darauf hingewiesen wurde, daß zwar Aussichten vorhanden, aber die Arbeiten unter Tage noch nicht so weit fortgeschritten seien, um eine abschließende Meinung zu ermöglichen. Jetzt allerdings darf man erwarten, daß nicht nur die Kohlenlieferung für den ostasiatischen Schiffsverkehr, sondern auch das regelmäßige Anlaufen der großen Dampferlinien in Tsingtau in Gang kommen wird. Nach Artikel 1 des Vertrages mit dem Norddeutschen Lloyd über die Unterhaltung deutscher Postdampferverbindungen mit Australien und Ostasien,*) ist der Reichskanzler berechtigt, gegen eine nach den Grundsätzen des Artikels 35 („beträgt die Verlängerung des Kurses mehr als 250 Seemeilen, so wird für jede Seemeile die Vergütung um 5,40 M. erhöht“) zu berechnende Entschädigung, die Fahrten der chinesischen Anschlußlinien**) über den Endpunkt bis nach Tsingtau ausdehnen zu lassen. An sich bedeutet es eine, wenn auch nicht unbillige, so doch erhebliche Rücksichtnahme auf die Interessen der anderen Kontrahenten, wenn die Regierung bisher von ihrer Befugnis keinen Gebrauch gemacht hat. Vermutlich ist dabei die Erwägung mitbestimmend gewesen, daß die Dampfer

*) Marine-Verordnungsblatt 1899, Nr. 19, Anlage 2.

**) Die Linie nach Ostasien ist jetzt eine selbständige Hauptlinie des Norddeutschen Lloyd.

in Tsingtau bisher keine so vorteilhafte Gelegenheit zum Kohlen hatten, wie in Japan. Diese Rücksicht fällt jetzt fort, nachdem in der Hungschankohle ein bedeutend besseres Produkt geliefert werden kann, als die gewöhnliche japanische Schiffskohle es ist. Damit, daß Tsingtau direkter Anlaufhafen für den großen ostasiatischen Verkehr wird, ergeben sich natürlich bedeutende Vorteile für das dortige Geschäft. Bisher hat nur direkte Frachtdampferverbindung in größeren Zwischenräumen mit Deutschland bestanden, während der Personen- und Postverkehr durch eine Küstendampferlinie der Hamburg-Amerikalinie (Schanghai-Tsingtau-Tientsin und vice versa) besorgt wird. Damit würden auch die großen Anlagen des Tsingtauer staatlichen Docks und der Werft in ganz anderer Weise ausgenutzt werden und sich rentieren, als jetzt. Sowohl Dock als auch Werft sind technisch durchaus auf der Höhe modernen Betriebes und den Anlagen in Schanghai mindestens ebenbürtig.

Noch wichtiger als die Brauchbarkeit für Dampfschiffe ist aber die gute Verkokungsfähigkeit der Hungschankohle, mit Rücksicht auf die benachbarten Eisenerzlager von Tschschan und Sybanschan. Es wäre im höchsten Grade zu bedauern, wenn übertriebene heimische Bedenklichkeit jetzt, nachdem die natürlichen Vorbedingungen hinlänglich geklärt sind, die tatkräftige Inangriffnahme der Eisenverhüttung in Schantung weiter hinauschieben wollte. Ob sich mit den Chinesen zu einem Abkommen gelangen läßt, den ganzen Fabrikationsprozeß direkt an der Grube vorzunehmen, oder ob die Walz- und Stahlwerke nach Tsingtau gelegt werden, ist eine Frage zweiter Ordnung; die Hauptsache ist, daß überhaupt vorangegangen wird, so lange wir auf dem ganzen nordchinesischen Markt für Eisen- und namentlich für Stahlerzeugnisse noch die unbedingte Vorhand haben. Es ist keineswegs gesagt, daß das über Jahr und Tag noch der Fall sein wird, wenn erst die Eisen- und Kohlenlager weiter im Innern von chinesischer oder europäischer Seite ernsthaft in Betrieb genommen werden. Wenn irgendwo, so mahlt hier derjenige zuerst, der zuerst kommt.

Während die Eisenerzlager Schantungs von den Chinesen bisher fast ungenutzt geblieben sind, hat ein chinesischer Bergbau auf Kohle, wenn auch mit primitiven Mitteln, so doch in ziemlich bedeutendem Umfange von Alters her stattgefunden. Abgesehen hiervon und von der eigentümlichen Glas-, Ton- und Farbindustrie unmittelbar in und bei Poshan ist Schantung aber — wenn man von dem wenig produktiven, ärmlichen und schwachbevölkerten Bergland im Innern absieht — eine der am reinsten agrarischen Provinzen des Agrar-

landes China. Nur unter diesem Gesichtspunkt kann daher die oft aufgeworfene Frage beantwortet werden, ob Schantung ein armes oder ein wohlhabendes Gebiet sei, und was für eine Grundlage es vermöge seiner natürlichen Produktionsverhältnisse für die weitere Entwicklung von Tsingtau biete. Im ganzen überwiegt in Schantung der bäuerliche Kleingrundbesitz den nur auf einige Kreise beschränkten Großgrundbesitz bedeutend. Im Westen und Norden, in Honan und Tschili, ist das anders. Der flüchtige Reisende gewahrt allerdings kaum einen Unterschied des Landes. Hier wie dort derselbe zusammenhängende Bodenanbau, dieselbe Gruppierung der in Baumgruppen eingebetteten Dörfer, dasselbe oder ein ähnliches Verhältnis zwischen der Besiedlung des platten Landes und der Zahl und Ausdehnung der größeren und kleineren städtischen Wohnplätze. Wer sich aber bei sachverständigen chinesischen Stellen erkundigt, erhält übereinstimmend die Auskunft, daß ebenso wie in Schantung der bäuerliche Kleingrundbesitz, so in Honan und Tschili den Großgrundbesitz überwiegt, daß die Bauern hier zum größten Teil freie Eigentümer, dort aber Pächter und mitunter sogar Hörige (der Ausdruck Sklave trifft nicht ganz zu) der Großgrundbesitzer seien. Der Umfang des Großgrundbesitzes ist sehr verschieden; hier und da handelt es sich aber doch um so erhebliche Landkomplexe im Besitz einer einzigen Familie, daß beinahe von wirklichen Latifundien gesprochen werden kann. Man muß noch hinzunehmen, daß nach guter alter chinesischer Auffassung der wohlhabende und angesehenere Mann sein Vermögen am ehesten im Grund und Boden anlegt. Das trifft zum größten Teil auch auf diejenigen Vermögen zu, die auf dem Wege der Beamtenkarriere gemacht werden; weniger regelmäßig wohl bei kaufmännisch erworbenem Besitz. Auch abgesehen hiervon ist aber der Handelsstand in Schantung weniger entwickelt, als in vielen anderen Provinzen Chinas. Es gibt einzelne Plätze, die ausgesprochene Handelsstädte sind, wie z. B. Weihsien und Tschoutsun an der Schantungsbahn, aber an diesen durchaus nicht zahlreichen Orten konzentriert sich auch der größte Teil des in Schantung überhaupt vorhandenen Handels; die übrigen Plätze sind ganz überwiegend Landstädte mit bloßem Lokalgeschäft, das sich innerhalb der Grenzen des an Ort und Stelle vorhandenen Konsumbedarfs hält. Wir haben es also mit einem Lande zu tun, in dem es eine mäßige Anzahl alter und wohlhabender, zum Teil sehr begüterter Großgrundbesitzerfamilien gibt; ferner einige wenige kaufmännische und gewerbliche Mittelpunkte von mäßigem Umfange, und schließlich eine

sehr dichte Bevölkerung eigenbesitzlicher Bauern. Im ganzen leben ca. 38 Millionen Menschen auf einem Gebiet von der halben Größe Preußens. Die Bauern bilden schlechthin die Hauptmasse und sind mit ihrer Kaufkraft natürlich ganz vom Ausfall der jedesmaligen Ernte abhängig. Trotz der dichten Zusammendrängung der Agrarbevölkerung in vielen Kreisen soll aber wirklicher Landmangel nur wenig vorhanden sein, und soweit doch Uebervölkerung droht, bilden die Auswanderung nach der Mandschurei und der bare Geldzufluß aus dem Arbeitsverdienst der dorthin gehenden Sachfengänger ein ausreichendes Gegengewicht. Das Schantunghinterland ist also im allgemeinen so aufnahmefähig für die europäische Einfuhr, wie seine Ernte es gerade gestattet. Man muß dabei nur denjenigen Vorbehalt machen, daß auch eine gute Ernte unter so mangelhaften Verkehrsverhältnissen, wie sie der größte Teil der Provinz immer noch aufweist, durchaus nicht ohne weiteres eine entsprechende Steigerung der Einkünfte des Bauern und seiner Kaufkraft bedeutet. Der Ueberschuß, den der Landwirt über seinen eigenen Bedarf produziert, hat für ihn nur den Wert, zu dem er ihn verkaufen kann. Ist die Ernte aber gut, so ist sie es innerhalb einer bestimmten Gegend meistens an einem Platz ebenso wie am andern. Das heißt also, daß der Mehrertrag nur in weiterer Entfernung vom Produktionsort, wo irgendwo immer ein sicherer Bedarf vorhanden sein wird, mit Vorteil verkauft werden kann. Dazu bedarf es aber eines weiteren Ausbaues der Schiffs- und Eisenbahnverbindungen nicht nur innerhalb der Grenzen von Schantung selbst, sondern auch von Schantung nach den Nachbarprovinzen. Die jetzt von Tientsin aus in Angriff genommene Bahn durch den ganzen Osten von Schantung wird hierin sicher eine Besserung schaffen, aber sie wird für sich allein nicht genügen, zumal sie nicht nur für die Ausfuhr der Landwirtschaftsprodukte wirksam wird, sondern auch für die Zufuhr von Waren die Konkurrenz anderer Plätze gegen Tsingtau begünstigt. Es muß vielmehr das Netz der Schantungsbahn selbst, sei es mit normaler Spurweite, sei es unter Zuhilfenahme von Schmalspur, noch innerhalb der Provinz Schantung ganz erheblich erweitert werden, um die entfernter liegenden Gebiete zu dem angedeuteten Zweck aufzuschließen. Dazu bedarf es aber wiederum der Zustimmung der chinesischen Regierung, sofern die bisherige Konzessionszone von 30 Kilometer Breite längs der bestehenden Linie überschritten wird.

Der Ausfall der Ernte ist zunächst abhängig von der Witterung.

Die Bedeutung des rechtzeitigen Regenfalles für die Ernte in China ist bekannt. Gerade die zum Teil ungünstigen Verhältnisse während des laufenden Jahres haben von neuem darauf hingewiesen, wie vollständig der chinesische Bauer mit seiner Existenz vom Regen abhängt. Daneben kommt aber noch ein zweites Moment sehr stark in Betracht. Man hat sich daran gewöhnt, und es ist beinahe zu einer Art Glaubenssache geworden, den chinesischen Ackerbau als etwas in seiner Art Vollkommenes, Unübertreffliches hinzustellen. Man kann das nur zugeben, wenn man die Einschränkung „in seiner Art“ stark unterstreicht. Die beiden Faktoren der Bodenbebauung sind in China, von der natürlichen oder künstlichen Bewässerung abgesehen, die Umarbeitung mit Pflug, Hacke, Egge usw. und die Düngung. Vom einen wie vom anderen kann man nur sagen, daß sehr unvollkommene Methoden angewandt werden. Die chinesische Landwirtschaft leidet namentlich im Norden unter dem Fehlen von Weide und der dadurch bedingten höchst mangelhaften Viehhaltung. In Schantung steht es damit vielleicht noch etwas besser, als in Honan oder Tschili, aber es steht immer noch herzlich schlecht, wenigstens nach normalen und rationellen Verhältnissen gemessen. Gegenwärtig findet eine gewisse Ausfuhr von lebendem Vieh aus Schantung über Tsingtau nach Wladiwostok statt, weil die Absatzverhältnisse dorthin sehr günstig sind, aber man darf sich hierdurch nicht zu der Annahme verleiten lassen, daß das nach chinesischen Begriffen viehreiche Schantung an sich einen genügenden Viehstand besäße. Weil der chinesische Landmann Vieh entweder gar nicht oder nur in ganz geringer Zahl besitzt, darum hat er auch zu wenig Dünger. Die Düngstoffe, die er anwendet, sind überwiegend, in vielen Gegenden sogar fast ausschließlich menschlicher Herkunft, und mehr als diese Quelle, mit einem gewissen, aber auf keinen Fall ausreichenden Zusatz von Vieh, ihm liefert, kann der Landbauer in Schantung nicht auf seinen Acker verwenden. Daraus folgt, daß, abgesehen von der Qualitätsfrage, die Quantität des Düngers in keiner Weise dem wirklichen Bedarf bei einer so fortdauernden und so starken Bodenausnutzung, wie sie in China stattfindet, entspricht. Nicht viel anders aber steht es mit den Ackergerätschaften, die der chinesische Bauer anwendet. Er hat zwar eiserne Pflüge, Hacken, Spaten und Eggen, und im Verhältnis zu der Beschaffenheit dieser Werkzeuge arbeitet er mit ihnen ungeheuer fleißig und einigermaßen erfolgreich. Die Beschaffenheit ist aber sehr mangelhaft. Die chinesischen Pflüge greifen längst nicht tief genug,

und noch weniger kann bei Hackkultur von genügend tiefer Durch-
 arbeitung des Bodens die Rede sein. Auch eine chinesische Egge, wie
 sie z. B. in Schantung verwendet wird, braucht man sich nur anzusehen
 und ihr geringes Gewicht und die Kleinheit ihrer Zinken mit rationellem
 Ackergerät zu vergleichen, um sofort ihre schlechtere Wirksamkeit zu
 begreifen. Auch daß die Leute sich bei der Arbeit selbst auf die
 Egge stellen, ändert daran nicht viel. Die Hauptsache ist natürlich
 das Pflügen. Wo aber bestenfalls ein Paar überdies auch nur
 selten gleichartiger und kräftiger Zugtiere zur Verfügung steht oder
 wo selbst der Pflug durch Menschenkraft gezogen werden muß, da
 kann von einer tiefgründigen Umarbeitung des Bodens nicht die
 Rede sein. Die Folgen, die eine derartige Methode betreffend Durch-
 lässigkeit des Bodens, Fähigkeit zur Aufnahme und Festhaltung der
 atmosphärischen Feuchtigkeit, Heranziehung der unteren Bodenschichten
 für die Ernährung der Pflanzen usw. nach sich zieht, sind bekannt.

Fragt man, an welchem Ende hier zunächst und am leichtesten
 eine Besserung einsetzen könnte, so kann das natürlich nur die Düngung
 sein, und zwar vorläufig durch Zufuhr von mineralischen Dün-
 gestoffen. Welcher Art diese Stoffe im besonderen sein müßten, das
 kann natürlich niemand im Voraus ohne genaue Untersuchung des
 Bodens in den verschiedenen Gegenden der Provinz, unter gleich-
 zeitiger Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse, angeben.
 Verhältnismäßig die geringste Sorge wird dabei die sein, ob der
 chinesische Landmann bereit sein wird, den mineralischen Dünger zu
 gebrauchen. In dieser Beziehung wird er zunächst auf die Haltung
 der Behörden sehen und danach auf seine eigenen Erfahrungen.
 In China ist man jetzt von Amts wegen zu wirklichen materiellen
 Verbesserungen, deren Nutzen ohne weiteres ins Augen fällt, überall,
 wo keine besonderen politischen Erwägungen entgegenstehen, so bereit
 wie nur möglich, und was die Masse der Bauern betrifft, so ist es auch
 hier durchaus wahrscheinlich, daß nach den ersten Beispielen und Er-
 fahrungen in der Richtung auf eine Vermehrung des Ernteertragnisses
 hin jedermann sehr bereitwilligst sein wird, zu folgen — sobald die
 Möglichkeit zu billigem und organisiertem Bezug des mineralischen Dün-
 gers geboten wird. Was auf jeden Fall vermieden werden muß, sind nur
 überhastete Maßnahmen, ohne vorhergehende Untersuchung der Böden
 und ohne eingehende, unter europäischer sachverständiger Kontrolle
 veranstaltete Kulturproben, die sich aber nicht auf eine oder wenige
 Plätze beschränken, sondern von vornherein möglichst die ganze Pro-
 vinz oder doch das ganze Eisenbahngebiet berücksichtigen müßten.

Eine Hauptaufgabe, die uns unser chinesischer Besitz stellt, ist, wie unsere bisherige Betrachtung gezeigt hat, die Besserung der bäuerlichen Wirtschaft in Schantung. Als einen wesentlichen Uebelstand, an dem die chinesische Landwirtschaft bisher krankte, erkannten wir die ungenügende Bodenbearbeitung und Düngung. Mit diesem Schaden steht im engsten Zusammenhang die mangelhafte Viehhaltung.

Das natürliche Weideland von Schantung wären seine Berge, aber die furchtbare Waldverwüstung der Chinesen und der dadurch entstandene Mangel an Brennmaterial haben die Berge nicht nur des Baumwuchses, sondern auch der erdigen Verwitterungsprodukte an den Abhängen beraubt, wo wenigstens eine Gras- und Kräuter-Vegetation sonst existieren könnte. Selbst die kümmerliche Grasdecke, die unter diesen Umständen während der Regenzeit sich hier und da bildet, wird mit den Wurzeln ausgerauft, um zur Feuerung zu dienen, und es erscheint fast als ein Wunder, daß unter diesen Umständen jedes Jahr von neuem ein grüner Anflug die Berge bekleidet. Es wird einer sehr langen Zeit bedürfen, um selbst unter günstigen Verhältnissen die Wiederbewaldung des Berglandes erfolgreich in Angriff zu nehmen — eine Aufgabe, die natürlich überhaupt nur von Seite der chinesischen Verwaltung und mit chinesischen Mitteln ins Auge gefaßt werden kann. Eine gewisse Vermehrung des Viehs wird aber trotzdem möglich sein, sobald im Gefolge der verbesserten Düngung Land für den Anbau eigentlicher Futtergewächse frei wird. Als dann wird allmählich auch von der Einführung schwererer Ackergeräte und von einer tiefergreifenden Umarbeitung des Ackerbodens die Rede sein können.

Die Frage einer Hebung der Agrarproduktion Schantungs durch Einführung mineralischer Düngemittel und Hebung der Viehzucht, für die gerade hier noch etwas bessere Ansätze vorliegen, als sonst in Nordchina, kann recht eigentlich einen Prüfstein für die neuerdings oft hervorgehobene Bedeutung Tsingtaus als Kulturzentrum für die benachbarten chinesischen Gebiete abgeben. Wenn es gelingt, auf diese Weise die Ertragsfähigkeit und die Bearbeitung des Bodens in nennenswerter Weise zu verbessern, so ist damit auch die Gefahr der Mißernten wegen Dürre herabgemindert. Unter den jetzigen Umständen muß der chinesische Bauer überall dort, wo keine künstliche Bewässerung der Felder möglich ist (und das ist in Schantung überwiegend nicht der Fall), sobald es einige Wochen nicht geregnet hat, jedesmal für seine Ernte zittern. Das kommt daher, weil bei der flachen Bearbeitung des Bodens (im Durchschnitt vielleicht 15 cm) erstens

die umgearbeitete obere Schicht sehr schnell austrocknet, und zweitens sich darunter noch eine knochenharte, undurchlässige Schicht zwischen den Wurzeln der Saat und dem Grundwasser bildet. Das kapillare Aufsteigen von Grundwasserteilen zu den Pflanzenwurzeln, das bei tieferer Durcharbeitung des Bodens (in Deutschland mit gewöhnlichen Pflügen 30—40 cm, mit Dampfpflügen mehr als das Doppelte) viel länger die Wirkungen einer Dürre mildern könnte, wird dadurch schon kurze Zeit nach dem letzten Regen, den die Saat bekommen hat, verhindert. Es verdient betont zu werden, daß hier eine ganz konkrete und genügend bestimmt umschriebene Aufgabe vorliegt, die zunächst auch mit beschränkten Mitteln und in kleinerem Umfange in Angriff genommen werden kann und für die es bei einigermaßen geschickter Behandlung der Sache unschwer gelingen wird, erst das Interesse und dann das Vertrauen der Chinesen selbst zu gewinnen. Die Vorteile, die sich für die Bevölkerung wie für die Verwaltung aus der Vermehrung des landwirtschaftlichen Ertrages ergeben, liegen so auf der Hand und werden dem praktischen Sinn der Chinesen um so mehr einleuchten, als hierbei von all den Dingen, die ihr politisches Mißtrauen erwecken, Eisenbahn- und Bergwerkskonzessionen u. dgl., mit keinem Wort die Rede ist. Die Vorteile auf unserer Seite sind erstens die Verbesserung der Produktions- und Kaufkraft der Bevölkerung im Hinterlande unseres Handelshafens, zweitens aber die Aussicht auf ein bedeutendes Geschäft in Düngemitteln, Ackergeräten und Maschinen. Die Petroleumgesellschaften, die an der Einfuhr ihres Produkts nach China interessiert sind, haben mit Erfolg (so auch in Schantung) dazu das Mittel gebraucht, billige Petroleumlampen gratis an die Leute abzugeben. Man braucht nicht soweit zu gehen, eine kostenfreie Massenverteilung von Superphosphat, Thomasschlacke, Kalisalzen oder dgl. an die Bauern in Schantung ins Auge zu fassen,*) aber es würde immerhin kein schlechtes Zeichen für den Weitblick auch der an der Entwicklung Schantungs geschäftlich direkt interessierten Kreise sein, wenn sie sich an dieser Frage im Sinne einer vorbereitenden Initiative mit beteiligten. Auch die landwirtschaftliche Produktion höherer Ordnung, so z. B. der Baumwollbau, ist durchaus einer Beeinflussung auf ähnlichem Wege fähig. Man unterschätzt in dieser Beziehung leicht die Aufnahmefähigkeit und Bereitwilligkeit der Chinesen. So hat z. B. das chinesische Provinzial-Landwirtschaftsamt in Tsinanfu,

*) Nach Beginn der Verhüttung der Eisenerze wird übrigens Thomasschlacke im Lande selbst vorhanden sein.

der Hauptstadt von Schantung, von sich aus den Versuch gemacht, durch Einführung amerikanischer Saat die Baumwollproduktion im Lande zu verbessern. Man ist dabei auf die Schwierigkeit gestoßen, daß — nach gutem Erfolge im ersten Jahr — die Pflanzen, die aus dem in Schantung gewachsenen Samen gezogen wurden, im zweiten Jahre degenerierten und das Produkt wieder gewöhnliche Schantungbaumwolle wurde — aber man ist dabei, neue Mittel und Wege zu suchen, um bessere Resultate zu haben. Solche und ähnliche Fingerzeige müssen benutzt werden, um mit den Chinesen allmählich und in loyaler, wohlüberlegter Weise auf die Basis eines planmäßigen Zusammenarbeitens für wirtschaftliche Verbesserungen in Schantung zu gelangen. Die Folgen für die Entwicklung Tsingtaus werden nicht ausbleiben. Das Einzige, was derartige Pläne im voraus erfordern, ist nur eine klare Anschauung der örtlichen Verhältnisse, verbunden mit einem gewissen Urteilsvermögen darüber, was in China geht oder nicht geht, und mit natürlichem Takt im Zusammenarbeiten mit den Einheimischen. Wir können prinzipiell nur in dem Maße hoffen, bedeutende Erfolge, sei es rein handelswirtschaftlicher, sei es allgemeiner Art, mit unserer ostasiatischen Politik zu erzielen, wie wir es verstehen, die Chinesen in feiner Weise davon zu überzeugen, daß im gegebenen Falle ihr Interesse dem unsrigen parallel geht. Eine Politik, die den Interessen Chinas nicht loyal Rechnung trägt, ist in China auf die Dauer überhaupt unmöglich. Das gilt für Tsingtau und Schantung wie für alles übrige, was wir in China wünschen und verfolgen, und es wird um so eindringlicher zutage treten, je weiter es den Chinesen gelingt, materielle Fortschritte auf der Bahn der von ihnen in Angriff genommenen Reform ihres Staatswesens zu machen.

Tsingtaus geographische Lage bringt es mit sich, daß für uns alle diejenigen wirtschaftlichen Fortschritte, die aus der Entwicklung seines unmittelbaren Hinterlandes, der Provinz Schantung, sich ergeben, das Sichere, d. h. das bei gründlicher Kenntnis und energischer Ausnutzung der Verhältnisse Erreichbare, bedeuten. Alle weiter gehenden Kombinationen aber, die sich auf die zukünftige Gestaltung und Beeinflussung der Verhältnisse des großen Weltverkehrs gründen, sind bloße, im wesentlichen Punkte zurzeit noch zweifelhafte Möglichkeiten. Als das Kiautschougebiet von Deutschland besetzt wurde, dachte man daran, Tsingtau zur maritimen Eingangspforte des ganzen nördlichen China auszugestalten. — Dieser Gedanke spielt, namentlich in Verbindung mit den vorhandenen

Kohlen- und Eisenerzlagern, in den ersten Denkschriften über das neue Schutzgebiet eine große Rolle, und auch in dem Werke Richt-
hofens über Schantung und Kiautschou (Berlin 1899) findet sich
dies Thema, wenn auch mit der ganzen Vorsicht und Reserve des
großen Geographen, der für wirtschaftliche Fragen einen bedeutenden
Scharfblick besaß, ausführlich behandelt. Die eigentliche Basis für
alle dorthin zielenden Gedanken ist die Tatsache, daß die Flußläufe
und Kanäle im nördlichen China während der Wintermonate durch
Eis für den Verkehr gesperrt sind. Hierdurch wird während dieses
Teils des Jahres die Konkurrenzfähigkeit für Tientsin gegenüber
Tjingtau zweifellos geschwächt. Dazu kommt, daß der Zugang zu
Tientsin von der Seeseite her schwierig ist. Die Barre vor der
Mündung des Peiho kann nur von flachgehenden Fahrzeugen passiert
werden. Das Handelsgeschäft von Tientsin hat sich daher in aus-
gesprochener Weise als sogenanntes Saisongeschäft entwickelt und
ist in seiner allgemeinen Organisation auf diese besonderen Verhält-
nisse zugeschnitten. Auch der Peiho selbst ist während der Winter-
monate gefroren; seit aber Tientsin seine Eisenbahnverbindung mit
dem Norden hat, kann der notwendigste Verkehr auch im Winter
über die meistens eisfreie Rhede von Tschingwantau abgewickelt
werden. Das ist aber nicht das Einzige, was berücksichtigt werden
muß; wichtiger ist, daß Tientsin und Peking für sich ein großes
Konsumtionszentrum von ca. 2 Millionen Einwohnern bilden und
daß hierdurch von Natur günstigere Verhältnisse für das Entstehen
eines starken Handelsverkehrs geschaffen werden, als in der Gegend
von Tjingtau. Die Tatsache, daß hier im Norden der Provinz
Tschili und zugleich am Sitz der Zentralverwaltung des ganzen
Reichs unter allen Umständen die Voraussetzungen für ein be-
deutendes Handelsgeschäft vorhanden sind, wiegt schwer. Man darf
sich keinem Irrtum darüber hingeben, daß der gesamte kommerzielle
Verkehr Chinas im Verhältnis zu der gewaltigen Größe des Reichs
und zu der Menge seiner Einwohner doch nur ein sehr geringer ist.
Erst von einer gewissen Stufe der Entwicklung an spielen natürliche
Verkehrserleichterungen oder Erschwerungen zweiter Ordnung,
wie es z. B. die Eisbedeckung während des Winters ist, eine aus-
schlaggebende Rolle. Je höher und je intensiver die wirtschaftliche
Entwicklung eines Landes ist, desto wichtiger werden schließlich auch
Vorteile und Nachteile kleineren und kleinsten Ranges. — Schließ-
lich können scheinbar ganz unbedeutende Unterschiede in den Verkehrs-
bedingungen beim verschärften Konkurrenzkampf großer Industriegebiete

und Handelszentren eine ausschlaggebende Bedeutung gewinnen. So weit sind die Verhältnisse in China aber noch lange nicht gediehen. Das bloße Schwergewicht der Bevölkerungsverdichtung und der administrativen Zentralstellung in und um Peking-Tientsin hat zunächst hingereicht, um dort einen Handelsmittelpunkt zu schaffen, wo unter allen Umständen auf eine gewisse Minimal-Garantie für den Stand des wirtschaftlichen Lebens gerechnet werden kann. Das einheimische und das fremde Bankwesen hat sich dorthin gezogen und dort entwickelt. Die Kreditverhältnisse sind von Alters her gut organisiert, der chinesische und der europäische Kaufmann haben sich dort seit geraumer Zeit mit einander eingearbeitet; Käufer und Verkäufer sind in feste Beziehungen zu einander getreten und von weither hat sich die chinesische Geschäftswelt daran gewöhnt, ihre Kalkulationen auf den Handel nach und von Tientsin einzurichten. Um die wirtschaftliche Entwicklung eines Platzes auf Bahnverbindungen und Tarifpolitik zu gründen, ist es vor allem notwendig, daß ein größeres, weit ins Hinterland hinein greifendes Eisenbahnnetz entweder einheitlich verwaltet wird, oder daß die verschiedenen Verwaltungen sich über eine einheitliche, auf den bestimmten Platz hin gerichtete Verkehrs- und Tarifpolitik verständigen. Wenn es gelungen sein wird, dieses Ziel im Verhältnis der Schantung- zu der jetzt im Bau begriffenen Verbindungsbahn zwischen Tientsin und dem Sangtse (der sog. Tientsin-Pukou-Bahn) zu verwirklichen, dann wird man auch keine Befürchtungen darüber zu hegen brauchen, daß die neue Linie den Tsingtauer Verkehr beeinträchtigen wird. Es kommt darauf an, wenigstens einen Teil des Schnellverkehrs zwischen Europa und Ostasien in Zukunft, wenn die Linie Peking-Kalgan-Irkutsk fertig ist, über Tsingtau zu leiten, das vor Schanghai den Vorzug besserer Hafenverhältnisse hat. Dazu müssen die großen modernen Dampfer Tsingtau regelmäßig anlaufen — wofür die Hungschankohle als ein auf alle Fälle höchst wichtiges Agens hinzutreten ist. Wenn irgend etwas, so ist dieser Erfolg geeignet, die Zukunft Tsingtaus entscheidend zu beeinflussen. Falls Tsingtau auf dem ostasiatischen Kohlenmarkt maßgebend wird, dann ist ganz außerordentlich viel gewonnen, und wenn noch eine bedeutende Eisenverhüttung hinzukommt, so ließe sich der Gedanke wohl denken, daß Tsingtau, mit dem besten Hafen Ostasiens, statt Schanghai mit seinen unbequemen Anlaufverhältnissen der Umschlagsplatz für die Warenverteilung nach den nördlich und nordöstlich gelegenen Gebieten wird. Darüber, ob diese Möglichkeiten Tatsachen werden, vermag aber nur

die Zukunft selbst zu entscheiden. Entsprechend ihrem jetzt durchweg aufgestellten Prinzip der Unabhängigkeit von den Fremden haben die Chinesen beschlossen, den Bau und Betrieb der Tientsin-Pukou-Bahn selbst in die Hand zu nehmen. Damit schien zunächst für Tsingtau die Aussicht fortzufallen, von den Materialtransporten einen solchen Anteil zu erhalten, wie es geschehen wäre, wenn der Bahnbau ganz als deutsches Unternehmen gestaltet worden und die Linie dann von Tsinanfu gleichzeitig nach Norden und Süden begonnen worden wäre. Jetzt haben sich auch diese Verhältnisse in der Praxis erheblich günstiger gestaltet. Trotzdem wird man mit jener Strömung in China für die nächste Zeit als mit einer festen Tatsache rechnen müssen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die Chinesen bei ihrer jetzigen Politik, alles selbst zu machen, dauernd günstige Erfahrungen zu verzeichnen haben werden; vielmehr wird sicher über kurz oder lang eine gesunde Ernüchterung und Reaktion dagegen eintreten — und bis dahin heißt es sich in Geduld fassen.

Unser Urteil über die allgemeine Zukunft Tsingtaus faßt sich also dahin zusammen, daß sie zunächst nicht sowohl, wie man vor zehn Jahren an manchen Stellen glaubte, durch eine verkehrspolitische, das entferntere Hinterland beherrschende Entwicklung großen Stils gewährleistet erscheint, als vielmehr durch die natürlichen, zielbewußt zu entwickelnden Hilfsquellen des näheren Hinterlandes, der Provinz Schantung. Sobald sich erst auf dieser Grundlage ein starkes und selbständiges Kräftezentrum an der Kioutschoubucht entwickelt hat, ist es allerdings nicht unmöglich, daß sich damit auch die Voraussetzungen für die Leitung von Linien des großen durchgehenden Verkehrs über Tsingtau hinreichend positiv gestalten. An den anfänglich etwa notwendig erscheinenden Subventionen sollte man dann allerdings die Entwicklung keine Verzögerung erleiden lassen. Um nur ein Beispiel zu nennen: die japanische Schifffahrtspolitik lehrt, trotz der vorgekommenen Mißgriffe und Uebertreibungen, was auf solchen Wegen für Handel und Verkehr einer aufstrebenden Nation erreicht werden kann.

Eine besondere Frage bildet für Tsingtau schließlich noch die Organisation einer eigenen Küstendampferverbindung mit den Häfen der Schantung- und Liautungshalbinsel. In dieser Beziehung hat Tschifu einen großen Vorsprung. Es bezieht von Liautung die Kokons für die Eichenspinnerseide, was eine gute Grundlage für den Verkehr hinüber und herüber abgibt, und es besorgt vermöge seiner Lage mit seinen Küstendampfern auch den Handel nach der

allerdings wenig brauchbaren Hoanghomündung. Früher bestanden auch nicht unbedeutende Handelsverbindungen längs der Küste von dem alten Kiautschou nach mehrere südchinesischen Häfen. Für die selbsttätige Entwicklung eines eigenen Dampferverkehrs liegt Tjingtau deshalb nicht günstig, weil die große Seeverkehrsstraße von der Jangtsemündung um das Kap Schantung seitwärts vorbei führt. Wenn ein Dampfer auf der Fahrt von Schanghai nach einem Hafen des nördlichen gelben Meeres Tjingtau anlaufen will, so hat er inklusive Aufenthalt einen Zeitverlust von 1 bis 1½ Tagen. Daraus folgt, daß der Verkehr von Schiffspassagieren in Tjingtau gering ist im Verhältnis zu anderen Häfen, und daß daher planmäßig nachgeholfen werden muß. Die Zahl der einheimischen und fremden Dampferpassagiere ist für die Plätze Hongkong und Schanghai nach Millionen zu rechnen, für Tschifu und Tientsin nach Hunderttausenden, für Tjingtau kaum erst nach Zehntausenden. Besonders auffällig erscheint der Verkehr an einheimischen Passagieren in einem Platz wie Tschifu, der seinem Handel nach jetzt unter Tjingtau steht.*) Er rührt daher, daß die Schantungleute, wie bereits früher bemerkt, nach Art der sogenannten Sachsenländer im östlichen Deutschland massenhaft zwischen ihrer Heimat und der Mandschurei hin und her strömen. Man schätzt die Zahl dieser Wanderarbeiter, deren Bewegung zum Teil in wirkliche dauernde Auswanderung ausgeht, auch jetzt noch, nachdem die russischen Eisenbahnbauten und Städtegründungen in der Mandschurei aufgehört haben, auf etwa 250 000 Köpfe jährlich. Von den Schantungleuten, die in der Mandschurei Verdienst suchen, stammen viele auch aus dem Süden und Westen des Landes, und dieses Stück des chinesischen Passagierverkehrs sollte seiner Lage nach eigentlich Tjingtau zufallen. Trotzdem wandern die Leute durch ganz Schantung den weiten und beschwerlichen Landweg nach Tschifu, weil die Verbindung von dort nach der Mandschurei häufiger ist und weil sie dort Agenten finden, die ihnen Vorschüsse geben und die Ueberfahrt bezahlen. Auch stellt sich der Aufenthalt in Tschifu für sie wohlfeiler, als in dem teuren Tjingtau. Die Ueberfahrtspreise für eingeborene Passagiere von Tjingtau nach

*) Daß in Tschifu auch mehr große Dampfer anlaufen als in Tjingtau, wird von mangelhaft unterrichteten Stellen immer wieder hervorgehoben, hat aber gar nicht die vermeintliche Bedeutung. Die große Handelsstraße nach dem inneren Gelben Meer geht bei Tschifu direkt vorbei, und die Dampfer können um jeder paar Tonnen Ladung willen anhalten. Dann kommen sie in die Verkehrsstatistik!

Tschifu sind auch nach ihrer neuerdings erfolgten Herabsetzung immer noch ziemlich hoch, so daß chinesische Arbeiter, für die der Zeitverlust nur eine geringe Rolle spielt, die weite Fußwanderung durch ganz Schantung der Einschiffung in Tsingtau vorziehen, wo sie überdies fremd sind und keine einheimischen Agenten finden. Seitdem ein chinesisches Zollamt in Tsingtau funktioniert, hat die chinesische Regierung die Akte über die sogenannte Inlandsschiffahrt auch auf Tsingtau ausgedehnt, und damit steht von dieser Seite her der Einrichtung einer Kleindampferverbindung nach beliebigen Richtungen hin nichts mehr im Wege. Wenn man sich dabei zunächst auf das Gebiet der Provinz Schantung beschränken will, so kommt hier doch schon etwa ein Duzend kleiner Dschunkenhäfen südlich und östlich von Tsingtau in Betracht, die vorläufig allerdings noch keine lohnende Ausfuhr liefern, bei denen sich aber, sobald für sie der Verkehr mit Küstendampfern, die ganz einfach und billig eingerichtet sein können, organisiert wird, nicht nur Verkehr an einheimischen Passagieren, sondern auch ein gewisses Frachtgeschäft entwickeln und nach Tsingtau leiten lassen wird. Es muß nur für regelmäßige Fahrten, für die bestimmte Innehaltung der Fahrtage, für direkte Fahrtarten von jedem Einschiffungs- bis nach jedem gewünschten Bestimmungshafen, gleich den zwischen Tschifu und der Liautung-Halbinsel verkehrenden Dampfern, und vor allen Dingen für mindestens anfangs recht niedrige Passage und Frachtraten gesorgt sein. Das zunächst erforderliche Kapital für die Einrichtung der Kleindampferverbindung ist keineswegs hoch: zwei Dampfer von 80 bis 100 Tons würden je 50 000 M. kosten, und außerdem müßte eine angemessene Reserve vorgesehen werden, um auf alle Fälle die Betriebskosten während des ersten Jahres zu decken. Allerdings dürfte eine grundlegende Bedingung für den Erfolg von Anfang an nicht versäumt werden, nämlich die Heranziehung chinesischer Kreise in Gestalt von interessierten Agenten. Leider ist die gegenwärtige Zeit der allgemeinen Geschäftskrisis wenig geeignet, ein solches Unternehmen der privaten Initiative lockend erscheinen zu lassen, zumal gelegentliche, ohne eigentliche Organisation unternommene Versuche keinen geschäftlichen Erfolg gehabt haben. Gerade die Organisation und die planmäßige Ausdauer bedeuten aber in einem solchen Falle das Meiste für den Erfolg. Man sollte auch den Fingerzeig nicht unbeachtet lassen, daß jetzt zum ersten Male große Ningpo-Dschunken nach Tsingtau gekommen sind. Das ist das erste Wiederaufleben der alten Handelsbeziehungen

zwischen Südhina und der Kiautschoubucht unter den modernen Verhältnissen.

In das Urteil über Tsingtau, das sich aus allen diesen vorgetragenen Einzeltatsachen und Erwägungen gestalten muß und das zu seiner sicheren Fundierung überdies doch wohl auch einer gewissen persönlichen Anschauung bedarf, schiebt sich nun zum Schluß noch die Notwendigkeit ein, Stellung zu der im Reichstag so plötzlich und energisch erhobenen Forderung zu nehmen: die „Kolonie“ Kiautschou müsse mehr zu den durch sie dem Reiche erwachsenden Kosten herangezogen werden. Diese Frage ist deshalb wichtig, weil, wenn an der Stelle eine falsche Beurteilung der Verhältnisse einreißt, bedeutender Schaden für Tsingtau und damit für unsere ostasiatischen Interessen überhaupt entstehen kann. Es ist zunächst eine schiefe Vorstellung, daß Kiautschou oder Tsingtau, wie man allmählich lieber sagen sollte,*) wirklich eine „Kolonie“ oder ein „Schutzgebiet“ in dem bei uns gebräuchlichen Sinne des Wortes sei. Tsingtau ist zweierlei: erstens, wie wir weiter oben schon betont haben, Flottenstation und Stützpunkt für die allgemeine Machtstellung Deutschlands im Osten, und zweitens ein Handelshafen, der als solcher von analogen wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus betrachtet werden muß, wie alle sogenannten Vertragshäfen in China. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt müssen auch die Ausgaben betrachtet werden, die für den Platz bisher aufgewendet und noch aufzuwenden sind. Es ist von vornherein eine absurde Idee, von einer derartigen Gründung nach Verlauf eines Jahrzehnts, wovon acht Jahre Baujahre waren, zu verlangen, daß sie wirtschaftlich noch weiter vorgeschritten sein solle, als Tsingtau es nach den am Eingang dieser Studie gegebenen Daten heute ist. Außerdem aber ist es falsch, von Tsingtau als Handelsplatz zu verlangen, daß es die Kosten für Tsingtau als armierte und militärisch besetzte Flottenstation und Vorposten der deutschen Macht als solcher aufzubringen habe. Um hier das unterscheidende Urteil zu gewinnen, müssen wir zusehen, wie die Ausgaben des Kiautschouetats sich nach den einzelnen Positionen gliedern. Der Etat enthält zunächst die Hauptabschnitte: Laufende Ausgaben der Zivilverwaltung, der Militärverwaltung, beiden Verwaltungen

*) Der Name Schutzgebiet „Kiautschou“ stammt daher, daß die Kiautschoubucht den Kern der deutschen Pachtung an der Küste von Schantung bildet. Die alte Stadt Kiautschou ist aber gar nicht deutsch, sondern liegt weit im chinesischen Gebiet, in der sogenannten neutralen Zone. Für uns ist Tsingtau der allein maßgebende Platz.

gemeinsam angehörige laufende Titel; außerdem einmalige Ausgaben für verschiedene Zwecke. Für 1908 standen z. B. angesetzt: für laufende (dauernde) Ausgaben 7 395 762 Mark, für einmalige 4 037 500 Mark, zusammen rund 11¹/₂ Millionen. Vom ersten Haupttitel beanspruchte die „Zivilverwaltung“, d. h. Gouvernement, Landesverwaltung, Justizverwaltung, Bauverwaltung, Hafenverwaltung, Unterrichtsverwaltung, Besoldung von Hilfsarbeitern bei den verschiedenen Verwaltungen, Unterhaltung der Gebäude, Hafenbetrieb, Leuchtfeuer und Seezeichen u. s. w. zusammen 1 370 265 Mark. Innerhalb der Militärverwaltung figurierten als wichtigste Positionen: Besoldung der Besatzung von Kiautschou, Unterhalt der Stammformationen in der Heimat, Orts- und Teuerungszulagen für Unteroffiziere und Mannschaften, Naturalverpflegung, Beköstigungsgelder, Waffentwesen, Unterhaltung der Befestigungen — zusammen 3 411 176 Mark. Auf diese Militärausgaben muß grundsätzlich eine andere Betrachtungsweise angewendet werden, als für die Zivilverwaltung. Auch bei den Kolonien in Afrika und der Südsee hat man ja jetzt das richtige Prinzip eingeführt, daß zwischen den eigentlichen Verwaltungskosten und zwischen den Ausgaben für den Erwerb und die militärische Sicherung unterschieden wird. Die ersteren haben die Kolonien selbst aufzubringen; für die anderen hat ebenso grundsätzlich das Reich zu sorgen. Auf die Dauer muß diese Unterscheidung mit allen praktischen Folgen auf das Kiautschougebiet angewendet werden.

Von den gemeinsamen Ausgaben für Zivil- und Militärverwaltung im Gesamtbetrage von 2 614 321 Mark muß bei der unausbleiblichen baldigen Trennung der beiden Verwaltungszweige der Hauptanteil zweifellos auf die Seite der Militärverwaltung fallen. Macht doch die Position: „Reise-, Umzugs-, Marsch- und Expeditionskosten“ mit 1 202 000 Mark, die fast ganz auf die Seite des Militärs gehört, bereits die Hälfte des Gesamttitels aus. Ebenso gilt für das Lazarett- und Sanitätswesen, für die Verwaltung der Gebäude und Grundstücke, für die Mietsentschädigung, für Reit- und Zugtiere, für Geschirr und Wagenpark, daß der bedeutend größere Teil auf die militärische Seite gehört. Man wird den Gesamtbetrag der rein militärischen laufenden Kosten Kiautschous keinesfalls unter 5 Millionen jährlich veranschlagen können. Unter dieser Voraussetzung verblieben für die Zivilverwaltung nur zirka 2¹/₂ Millionen Mark jährlicher Aufwendungen, und auch hiervon mußten in Wirklichkeit noch Abzüge gemacht werden, weil es nicht

angeht, die sämtlichen militärischen Chargen des „Gouvernements“, wie jetzt geschieht, als „Zivilverwaltung“ zu betrachten.

Was schließlich die einmaligen Ausgaben betrifft, so fanden sich im Etat für 1908 an größeren Summen noch für Hafengebauten 1000 000 Mark, für Hochbauten (meist Neubauten militärischer Unterkunftsräume) 866 500 Mark, für Tiefbauten (Straßen, Wasserleitung usw.) 700 000 Mark, für die Befestigung 1 Million Mark. Von diesen Positionen sind die diesmaligen Ansätze teilweise als Schlußbeträge anzusehen, und, falls keine außerordentlichen Umstände eintreten, werden sie in diesem oder einem ähnlichen Umfange meist nicht mehr wiederkehren.

Für den Etat von 1908 waren an eigenen Einnahmen für Tjingtau 1 725 800 Mark aufgeführt. Mehr als ein Drittel hiervon (625 000 Mark) entfiel auf den Anteil an den Einnahmen des chinesischen Seezollamts; 265 000 Mark waren Schiffsabgaben, 135 000 Mark Grundsteuern, 60 000 Mark Landverkauf, 96 000 Mark Konzessionsgebühren. Bei vorläufiger Aussonderung der auf die Zivilverwaltung fallenden Ausgaben aus den bisherigen Titeln der für Zivil- und Militärverwaltung gemeinsamen Ausgaben, und ferner nach Abzug der reinen Militär- wie der einmaligen Ausgaben, war nach dem Etat für 1908, dem letzten, der nach der alten Methode aufgestellt wurde, zu erwarten, daß sich der für die eigentliche Zivilverwaltung notwendige Betrag auf ca. 2¹/₂ Millionen Mark stellen würde. Für das kommende Statsjahr 1909 weist der jetzt vom Reichstag zu beratende Voranschlag folgende Ziffern auf;

Zivilverwaltung	1 253 505	Mark
Militärverwaltung	3 564 174	„
Gemeinsame Ausgaben	2 770 901	„
Verwaltung der Erwerbsbetriebe (Werft mit Dock, Rajenbetrieb, Schlachthof, Wasserwerk zc.)	1 802 717	„
Pensionsfonds	75 000	„
Einmalige Ausgaben (Hafen, Befestigungen, Wasserwerk, Lehranstalten für chinesische Schüler zc.)	2 886 300	„

Summa 12 352 597 Mark.

Die Einnahmen sind folgendermaßen spezifiziert:

Landverkäufe	60 000	Mark
Grundsteuern	155 000	"
Sonstige Abgaben, Gebühren und ver- schiedene Verwaltungseinnahmen .	1 386 580	"
Anteil am Chinesischen Seezoll . .	525 000	"
Einnahmen aus Werft- und Dockbetrieb	1 439 017	"
	Summa	3 565 597 Mark.
Verlangter Reichszuschuß	8 787 000	"
		12 352 597 Mark.

Das Ergebnis bezüglich des Verhältnisses der verschiedenen Ausgabekategorien ist hiernach ungefähr dasselbe, wie im Vorjahr, nur daß die Kategorie „Verwaltung der Erwerbsbetriebe in Ausgabe und Einnahme neu eingeführt ist. Die Position „Zivilverwaltung“ wird unter Hinzurechnung des Zivilanteils aus „Gemeinsamen Ausgaben“ zwischen 2 und 2^{1/2} Millionen Mark umfassen, dazu 1,8 Millionen für die Verwaltung der Erwerbsbetriebe, macht zusammen ungefähr 4 Millionen. Dem stehen über 3^{1/2} Millionen eigene Einnahmen gegenüber. Außerdem erscheinen die eigenen Einnahmen durch einen besonderen Umstand zum Teil etwas niedriger, als sie in Wirklichkeit sind. In dem Kiautschou-Stat, der dem Reichstag vorgelegt wird, figurieren Ausgaben und Einnahmen in Markwährung. In Wirklichkeit kommen aber die eigenen Einnahmen des Schutzgebietes nicht in Mark, sondern in Dollars auf, und da der in China geltende mexikanische Dollar starken Kurschwankungen unterworfen ist, so ergibt sich aus dieser Methode unter Umständen ein schiefes Bild. Das trifft namentlich für das laufende Jahr zu. Nach der Markwährung haben z. B. die Abgaben, Gebühren und sonstigen direkten Verwaltungseinnahmen von Kiautschou das vorige Mal 1,63 Millionen Mark betragen, während das Berichtsjahr dagegen nur 1,43 Millionen angibt.*) Das ist also scheinbar ein Minus von ca. 200 000 Mark oder rund 12 Prozent. Im Vorjahr betrug aber der Umrechnungskurs für einen Dollar bei der Tsingtauer Gouvernementskasse 2,29 Mark, im Berichtsjahr dagegen nur 1,88 Mark. In Dollars sind im vorhergehenden Berichtsjahr rund 714 000, im jetzigen rund 750 000 in Tsingtau vereinnahmt worden. Die betreffenden Einnahmen sind also tatsächlich nicht um 200 000 Mark gesunken, sondern um 36 000 Dollars gestiegen. Auch hierin

*) Denkschrift des Reichsmarineamts über die Entwicklung des Schutzgebietes Kiautschou 1909, Seite 9.

zeigt sich, daß die Verhältnisse während der gegenwärtigen chinesischen Handelskrisis in Tsingtau immer noch relativ günstiger liegen, als an anderen Plätzen. So betragen z. B. für das englische Hongkong die eigenen Einnahmen im Etat für 1906 rund 6,7 Millionen, 1907 nur 6,1 Millionen, 1908 nur 5,9 Millionen Dollars.

Nach dem Grundsatz der Trennung zwischen den regulären laufenden Verwaltungsausgaben der Schutzgebiete und den Aufwendungen für den politischen Erwerb und die militärische Sicherung, wie er jetzt bei unseren afrikanischen und Südseeolonien zur Anwendung gelangt, halten wir nunmehr auch bei Tsingtau nicht die Gesamtaufwendungen für das Schutzgebiet mit dessen eigenen Einnahmen zusammen, sondern nur die Ausgaben für die Zivilverwaltung. Dabei ergibt sich, daß noch ein gewisses, wenn auch nicht mehr erhebliches Defizit vorhanden ist. Es fragt sich, ob und wie noch eine weitere Steigerung der Einnahmen aufgebracht werden kann? Zwei Wege kommen in Betracht: Zunächst das natürliche Wachstum der Einnahmen durch neue Steuern. Für beides ist aber der gegenwärtige allgemeine Tiefstand des ostasiatischen Wirtschaftslebens so ungünstig wie nur möglich. An sich haben die eigenen Einnahmen des Schutzgebiets eine gesund steigende Tendenz. Sie betragen nach der diesjährigen Denkschrift des Reichsmarineamts:

1898/99	36 382	Mark
1899/00	102 867	"
1900/01	184 106	"
1901/02	232 841	"
1902/03	263 490	"
1903/04	436 767	"
1904/05	740 786	"
1905/06	1 204 198	"
1906/07	1 546 489	"
1907/08	1 360 743	" *)

Nach den letzten telegraphischen Nachrichten aus Ostasien, die noch in der Denkschrift des Reichsmarineamts zur Erwähnung gelangen, haben sich die Zolleinnahmen während der letzten Monate wieder gehoben. Die Wirkung der Krisis scheint also wenigstens für Tsingtau nachzulassen und es darf angenommen werden, daß

*) Der Rückgang während des letzten Berichtsjahrs ist teils ein scheinbarer, durch den Dollarkurs bedingter, teils ein wirklicher, wegen der Verringerung der Seezolleinnahmen in Folge der Krisis.

auch der Anteil am chinesischen Seezoll nach dem vorübergehenden Rückgang während des letzten Jahres wieder steigen wird. Wie schnell aber und wie hoch, darüber wird man sich angesichts der Ungewißheit, die über der Entwicklung des ostasiatischen Geschäftslebens während der nächsten Jahre immer noch herrscht, nur sehr zurückhaltend ausdrücken können. Es bleibt als zweites augenblickliches Mittel die Steuervermehrung. Ueber diesen Gegenstand wurde gerade während meiner Anwesenheit in Tjingtau im Gouvernementsrat verhandelt, und zwar im Anschluß an einen Erlaß des Reichsmarineamts, der seinerseits auf das kategorische Verlangen des Reichstags während der Statsdebatte im Winter 1907/08 nach Erhöhung der eigenen Leistungen Tjingtaus zurückging. Angenommen, daß dazu geschritten werden muß, so gibt es neben der einfachen Erhöhung der Grundsteuer nur zwei Möglichkeiten für die Einführung weiterer Steuern im Kiautschougebiet: Einkommensteuer und Wohnungssteuer. Theoretisch ist die Einkommensteuer zweifellos die wünschenswerte. Praktisch aber ist ihre Einführung aus verschiedenen Gründen schwierig. Von der Einkommensteuer müßte natürlich, ebenso wie von der Mietssteuer, die deutsche wie die chinesische Bevölkerung des Schutzgebietes betroffen werden. Die deutsche Einwohnerschaft zerfällt in erster Linie in Kaufleute, Gewerbetreibende, Beamte und Militärpersonen. Bei den beiden letzteren Klassen würde die Steuerbehörde leicht in der Lage sein, die Angaben über das steuerpflichtige Einkommen zu kontrollieren. Bei den kaufmännischen Firmen wird aber bald nach Einführung der Einkommensteuer naturgemäß die Praxis aufkommen, daß alle diejenigen Betriebe, die außer in Tjingtau auch noch an anderen Plätzen Ostasiens, z. B. Schanghai, ansässig sind, ihre Abrechnungsstellen dorthin verlegen und sich auf diese Weise der Steuerpflicht zunächst entziehen. Gerade diese Firmen würden aber den steuerkräftigsten Teil der Kaufmannschaft bilden. Die Einkommensteuer nach deutschem Muster würde also in Tjingtau sich tatsächlich zu einer Steuer auf das Einkommen der Offiziere, Beamten, Handwerker und kleineren Kaufleute ausbilden. Was nun die Heranziehung der chinesischen Bevölkerung zur Einkommensteuer betrifft, so würde es hier vollends unmöglich sein, eine brauchbare Grundlage für die Feststellung des Steuerfazes zu gewinnen. Für das Verständnis der eigenen Angabepflicht bezüglich seines Einkommens ist der chinesische Geschäftsmann noch lange nicht reif; amtlicherseits aber eine Einschätzung der chinesischen Kaufleute und Gewerbetreibenden vorzunehmen, wird bei der

Schwierigkeit, sich einen Einblick in die chinesischen Betriebe, die chinesische Buchführung usw. zu verschaffen, gleichfalls unmöglich sein; außerdem würden solche Versuche zur Ermittlung der chinesischen Einkommen von den Chinesen als eine im Interesse der Entwicklung Tsingtaus jedenfalls zu vermeidende Belästigung und Beunruhigung empfunden werden. Aus diesen Erwägungen würde man jedenfalls davon absehen müssen, eine eigentliche Einkommensteuer einzuführen und statt ihrer, wenn es durchaus sein müßte, nur zu dem an sich weniger guten Mittel der Wohnungssteuer greifen können.

Nach der jetzt vorliegenden Denkschrift des Reichs-Marineamts hat sich die Regierung mit Rücksicht auf diese eben vorgetragenen Erwägungen tatsächlich entschlossen, von einer Steuererhöhung noch abzusehen, mit Ausnahme einiger speziell der chinesischen Bevölkerung auferlegter Abgaben (Hausabgaben, Platzabgaben, Standabgaben auf Märkten), deren Gesamtertrag auf jährlich 30 000 Mk. geschätzt wird. Im Interesse einer ruhigen und gedeihlichen Weiterentwicklung des Schutzgebiets erscheint es in der Tat, wie die Denkschrift bemerkt, geboten, „gegenwärtig von der Einführung weiterer Steuern abzusehen und diesen einen günstigeren Zeitpunkt vorzubehalten. Die Marineverwaltung begegnet sich mit dem Reichstage in dem Wunsche, diesen Zeitpunkt sobald als möglich eintreten zu lassen“ (Seite 70).

Vielleicht darf man noch einen Schritt weiter gehen, als die Regierung, und die Frage stellen: Ist derjenige Standpunkt, der einem solchen Platz wie Tsingtau, der ganz und gar nach Maßgabe der ostasiatischen Verhältnisse beurteilt werden muß, ein anders geartetes und stärker belastendes Steuersystem auferlegen will, als es in den übrigen europäischen Handelsplätzen Ostasiens besteht, überhaupt richtig? Ist die Forderung, daß Tsingtau unter allen Umständen einen größeren als den jetzigen Anteil an seinem Etat selber aufbringen müsse, unter dem Gesichtspunkt der Billigkeit wie des wirtschaftspolitischen Verständnisses vertretbar? Zunächst erinnern wir uns an die bereits festgestellte Tatsache, daß der Militär- und der Ziviletat des Schutzgebiets eine grundsätzlich verschiedene Betrachtung verlangen. Selbst das große und reiche Hongkong zahlt für die Militärausgaben, die die britische Reichsregierung an diesem Platze für notwendig hält, nur einen wenig bedeutenden Beitrag. Darüber wird in Tsingtau auch zu reden sein, sobald der Platz, ähnlich wie im Verhältnis Hongkong, voll ausgewachsen sein wird. Niemandem

in England fällt es ein, von der Kolonie Hongkong zu verlangen, daß sie mit ihren Mitteln für die Kosten und den Wert des englischen Generalstützpunkts Hongkong aufkommen solle. Allerdings haben Hongkong wie Tsingtau wirtschaftliche Vorteile von der Garnison und dem Geschwader, dem sie als Basis dienen. Sofern sie in der Lage dazu sind, können sie auch etwas dafür zahlen; nur darf man nicht vergessen, daß sie im Kriegsfall auch von Seiten des Feindes die Folgen ihrer Armierung auszuhalten haben.

Als Tsingtau gegründet wurde, handelte es sich um ein zugleich politisches und wirtschaftliches Unternehmen des Deutschen Reichs. Dadurch, daß der Reichstag den ihm vorgelegten Plänen und Kostenanschlägen zustimmte, hat er die gleichmäßige Mitverantwortung für die Gründung übernommen. Wirtschaftlich ist Tsingtau zu beurteilen wie ein beliebiger dem Handel geöffneter Vertragshafen Chinas. In den Vertragshäfen hat die europäische Einwohnerschaft erstens den fünfprozentigen chinesischen Zoll und zweitens die von ihr selbst zur Aufrechterhaltung der europäischen Gemeinwesen (so in Schanghai, Tientsin und anderen Plätzen) festgesetzten Kommunalabgaben zu zahlen; außerdem Konsulatsgebühren, wenn z. B. ein Deutscher die Vertretung des Reichs in Anspruch nimmt. Ein höherer Schutz als in Schanghai ist in Tsingtau für den deutschen Kaufmann kaum vorhanden, denn im Frieden sind die allgemeinen Handelsverträge mit China so gut wie der Kiautschou-Pachtvertrag ein Rechtsschutz, und im Kriege würde der Handel von Tsingtau sowieso aufhören. Was die Steuerleistung von Tsingtau anbetrifft, so war sie ursprünglich so organisiert, daß die Regierung — auf der Grundlage der damals vorhandenen Landwerte — das zukünftige Stadtgebiet von Tsingtau und Umgebung enteignete und das Ganze als fiskalischen Grund und Boden erklärte. Hierauf wurde die bekannte Verordnung über den Verkauf von fiskalischem Land, über die Grundsteuer und Wertzuwachssteuer beim Besitzwechsel, eingeführt, wonach das Gouvernement in bestimmten Fristen eine Neuabschätzung des Bodenwerts, mit entsprechender Neufestsetzung der Steuern, vornehmen und bei jedem Besitzwechsel ein Drittel des Mehrerlöses, den das Grundstück abzüglich der Meliorationen erzielte, als Steuer für die Staatskasse erheben sollte. Daraufhin kann dem Reichstag gegenüber der Standpunkt geltend gemacht werden, daß, wenn es die ursprüngliche Absicht der Verwaltung war, ihre Einnahmen auf diese besondere Art von Ertragssteuer zu gründen, jetzt auch ruhig so lange gewartet werden müsse, bis die

Entwicklung des Platzes die seinerzeit vorgesehene Höhe, auf der man von dem System bedeutende Einnahmen erwarten zu dürfen glaubte, erreicht hat. Das Gemeinwesen ist tatsächlich in seinen Rahmen noch nicht hineingewachsen. Die öffentlichen Gebäude und Anlagen, Straßen, Kanalisation usw. sind nicht auf das heutige, sondern auf das zukünftige Tsingtau berechnet. Ebenso natürlich auch der Hafen. Unmöglich kann die Einwohnerschaft von Tsingtau jetzt schon die Unterhaltung all dieser Anlagen sowie der Sicherheitspolizei auf sich nehmen. Ein solches Verlangen würde nur beweisen, daß bei der Volksvertretung kein genügendes Verständnis für die Grundvoraussetzung eines jeden Urteils über Tsingtau vorhanden ist: daß Tsingtau eben den eigentlichen Gründungsabschnitt in seinem Dasein hinter sich hat, und daß nun erst diejenige Periode beginnt, während der sich zeigen soll; was die Gründung wirtschaftlich wert ist. Es hätte sich allenfalls der Gedanke theoretisch vertreten lassen, während dieser Gründungsperiode, als die bedeutenden, durch die einmaligen Kapitalsaufwendungen des Reichs bedingten Geschäftsgewinne gemacht wurden, eine erhöhte Steuerleistung von der Bürgerschaft zu verlangen; jetzt aber, wo das Gründungsgeschäft aufgehört hat, wo zunächst eine Einschränkung des Platzgeschäfts in dem weiter oben behandelten Sinne notwendig ist und wo außerdem die ostasiatische Krisis überwunden werden muß — jetzt mit der Forderung erhöhter eigener Leistungen an Tsingtau heranzutreten, das ist direkt falsch. Der Regierung bleibt natürlich nichts anderes übrig, als Besteuerungsprojekte aufzustellen, wenn der Reichstag es verlangt; darum sollte der Reichstag mit Rücksicht auf die wirkliche Lage von seiner Forderung abstehen. Man kann unmöglich die Einwohnerschaft von Tsingtau schlechter stellen, als z. B. die europäische Bevölkerung in den sogenannten Settlements der chinesischen Vertragshäfen. Nun ist in Tsingtau die frühere Zollfreiheit durch das Zollabkommen mit China bereits aufgehoben, und die Einwohner zahlen den Zoll nach chinesischem Satz so gut wie die Schanghaier und Tientsiner. Jene zahlen außerdem ihre Kommunalsteuern und die Tsingtauer zahlen Grund- und Wertzuwachssteuer. Die Kommunalsteuer in Schanghai ist zwar doppelt so hoch, als die Grundsteuer in Tsingtau, aber Schanghai hat steuerfreien Grundstücksverkehr und ist außerdem ein alter und gefestigter Platz; Tsingtau ist ein junger und werdender und hat darum billigen Anspruch auf alle mögliche Erleichterung. Der im Reichstag gezogene

Vergleich zwischen der Steuerbelastung in Deutschland und in Tsingtau ist also prinzipiell unrichtig: nicht Deutschland, sondern die übrigen ostasiatischen Handelsniederlassungen müssen den Vergleichsmaßstab abgeben.

Für Tsingtau sind in den zehn Jahren von 1898 bis 1907 im ganzen etwa 100 Millionen verausgabt; außerdem etwa 10 Millionen für Befestigungszwecke, die ein Kapitel für sich bilden und hier außerhalb der Erörterung bleiben können. Wir haben also für das erste Jahrzehnt mit rund hundert Millionen zu rechnen. Hiervon sind über die Hälfte — rund 57,7 Millionen — für einmalige Ausgaben verwandt worden: und zwar im einzelnen:

Hafenbau	27,3 Mill.
Dock- und Werstanlage	5,1 "
Seezeichen, Vermessung	0,8 "
Hoch- und Tiefbauten	20,7 "
Aufforstung	1,1 "
Verschiedene kleinere Positionen	1,7 "
	<hr/>
	56,7 Millionen

Diese Positionen sprechen, wo es sich um eine Neugründung vom Charakter Tsingtaus handelt, für sich selbst. Nur zu einer, der Aufforstung, sei noch eine besondere Bemerkung gestattet. Zu den Aufforstungsarbeiten in und um Tsingtau hat auch die Regulierung und Verbauung der Wildbäche und die Anlage von etwa 70 größeren und kleineren Stauweihern im Forstbezirk gehört. Im ganzen sind bis jetzt über tausend Hektar, zum Teil unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen auf beinahe nackt abgespülten Hängen, aufgeforstet. Diese ganze Arbeit ist eine der glänzendsten Leistungen der deutschen Verwaltung, und zugleich eine, die sich in wenigen Jahren ausgezeichnet bezahlt machen wird. Der Absatz von Nutzholz — zunächst Grubenholz für die Schantung-Bergbaugesellschaft — und Brennholz hat in kleinem Maßstabe bereits beginnen können und wird von jetzt ab jährlich in steigender Progression zu sehr lohnenden Preisen fortgehen. Bei der Holzarmut Nordchinas kann nur dringend geraten werden, die fiskalischen Aufforstungen im Kiautschougebiet mit möglichst reichlichen Mitteln und in größtmöglichem Umfange konsequent weiter zu betreiben. Der Gewinn aus einer Forstwirtschaft größeren Stils würde für die „eigenen Einnahmen“ des Schutzgebiets ein glänzender werden. Der sicherste Beweis, daß die Aufforstungen von Tsingtau eine praktische Sache

sind, ist der Eindruck, den sie auf die Chinesen gemacht haben. Auf die Tsingtauer Arbeiten hin hat der chinesische Generalgouverneur der Mandschurei sich einen deutschen Forstbeamten zur Anlage solcher Pflanzungen bei Mukden erbeten, und auch im chinesischen Schantung hört man von ähnlichen Plänen und Versuchen.

Die fortlaufenden Ausgaben betragen für den Abschnitt 1898 bis 1907 rund 43,4 Millionen. Hiervon entfallen 8,4 Millionen auf Zivilverwaltung; 19,5 Millionen auf Militärverwaltung; 15,5 Millionen auf die beiden Verwaltungen gemeinsamen Ausgaben. Natürlich müssen auf die Beurteilung dieser drei Titel hier dieselben Gesichtspunkte angewendet werden, wie seinerzeit bei der Besprechung des gegenwärtig laufenden Budgets: d. h. der tatsächliche Anteil, den die militärischen Ausgaben an der Gesamtsumme haben, ist bedeutend größer, als es nach dem angewandten Schema erscheint. Die Militärausgaben für Kiautschou sind aber, wie wir bereits wiederholt betonen mußten, eine Sache, die direkt nichts mit der wirtschaftlichen Entwicklung Tsingtaus zu tun hat, sondern lediglich zum Thema der Wahrnehmung unserer allgemeinen Interessen in Ostasien gehört. Daß diese Interessen mit absoluter Bestimmtheit auf die Wahrung der politischen und wirtschaftlichen Integrität Chinas und auf das Prinzip der „offenen Tür“, d. h. der faktischen und rechtlichen Gleichstellung aller Nationen gegenüber dem politischen wie dem kommerziellen China gerichtet sein müssen, erscheint nach den Aenderungen, die jetzt in Peking stattgefunden haben, unumstößlicher als je. Gleichzeitig aber wird es jetzt deutlich geworden sein, wie unmöglich der bloße Gedanke ist, Tsingtau in der Hoffnung auf Bewilligung irgendwelcher besonderen Vorteile für Deutschland an China abzutreten. Die einzigen Argumente, mit denen wir die Chinesen von der Aufrichtigkeit unserer Gesinnung überzeugen können, sind sorgfältige Schonung ihrer nationalen Empfindlichkeit und wohlbedachte Rücksichtnahme auf das, was sie Wahrung ihres „Gesichts“ nennen, Promptheit und Gewissenhaftigkeit in allen geschäftlichen Beziehungen, Vermeidung jedes Verdachts, als ob wir ein Stück von China auf irgendwelche Weise als unsere spezielle politische Interessensphäre betrachteten, und schließlich sorgfältige Pflege jeder Möglichkeit zu geistig kulturellen Beziehungen zwischen uns und dem chinesischen Volk. Gerade auf diesem letzteren Gebiet aber muß mit großer Vorsicht operiert werden, denn abgesehen davon, daß der natürliche Argwohn der Chinesen nach den Erfahrungen, die sie mehrfach gemacht haben, rege ist, werden sich

unter unseren Mitbewerbern in China stets Elemente finden, die jede Gelegenheit, unsere Absichten zu verdächtigen, für erlaubt und geboten halten. Wenn es gelingt, deutschen kulturellen Einfluß innerhalb des neuen Schulwesens in China zur Geltung zu bringen, so wird damit wahrscheinlich die entscheidendste Tat in der von uns erstrebten Richtung getan sein.

Die deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau, deren Pläne im einzelnen in der Denkschrift des Reichsmarineamts enthalten sind, kann, wenn der Reichstag die erforderlichen Mittel bewilligt und auch im übrigen ein guter Stern über dieser Gründung waltet, zweifellos von größtem Nutzen sein. Daneben aber wird es in gleicher Weise darauf ankommen, daß auch an anderen Punkten innerhalb des großen Reiches aus privater Initiative und mit privaten Mitteln auf dasselbe Ziel, das wir im höchsten und wahrsten Sinne als Kulturmission bezeichnen können, hingearbeitet wird.

Ein Angebot der Rückgabe Tsingtaus gegen irgendwelche Entschädigung oder Sonderabmachung würde dagegen keine andere Folge haben, als daß China es vermutlich verschmähen wird, fortan uns und unsere Art als einen beachtlichen Faktor für seine Zukunft einzuschätzen. Der Grund hierfür ist so einleuchtend, daß er kaum genannt zu werden braucht: die Chinesen würden unseren Rückzug weder für einen Beweis von Großmut, noch für ein Zeichen von Klugheit halten, sondern für nichts, als einen Ausfluß unseres Schwächegefühls. Alsdann aber würde, bei ihrer Denkweise, mit dem Glauben an die deutsche Macht auch der Gedanke an die deutsche Tüchtigkeit und den Wert des deutschen Wesens für sie alle Wirksamkeit verlieren.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

Einladung zum Abonnement
auf
Preußische Jahrbücher

Herausgegeben von
Hans Delbrück.

Monatlich ein Heft von 12–14 Bogen Groß-Oktav elegant broschiert
Preis vierteljährlich M. 6,—. Einzelhefte M. 2,50.

Die Preußischen Jahrbücher

haben auch im **Deutschen Reich** den Titel Preußische Jahrbücher beibehalten, unter dem sie ihre Stellung und ihren Ruhm gewonnen und für ihr Teil zur Durchführung des Gedankens beigetragen haben, die **deutsche Nationaleinheit** unter Preußens Führung zu schaffen.

Ehedem von **Heinrich Treitschke**, jetzt von **Hans Delbrück** herausgegeben, sind die Preußischen Jahrbücher seit ihrer Begründung im Jahre 1858 eine

**Zentralzeitschrift des geistigen Lebens
in Deutschland**

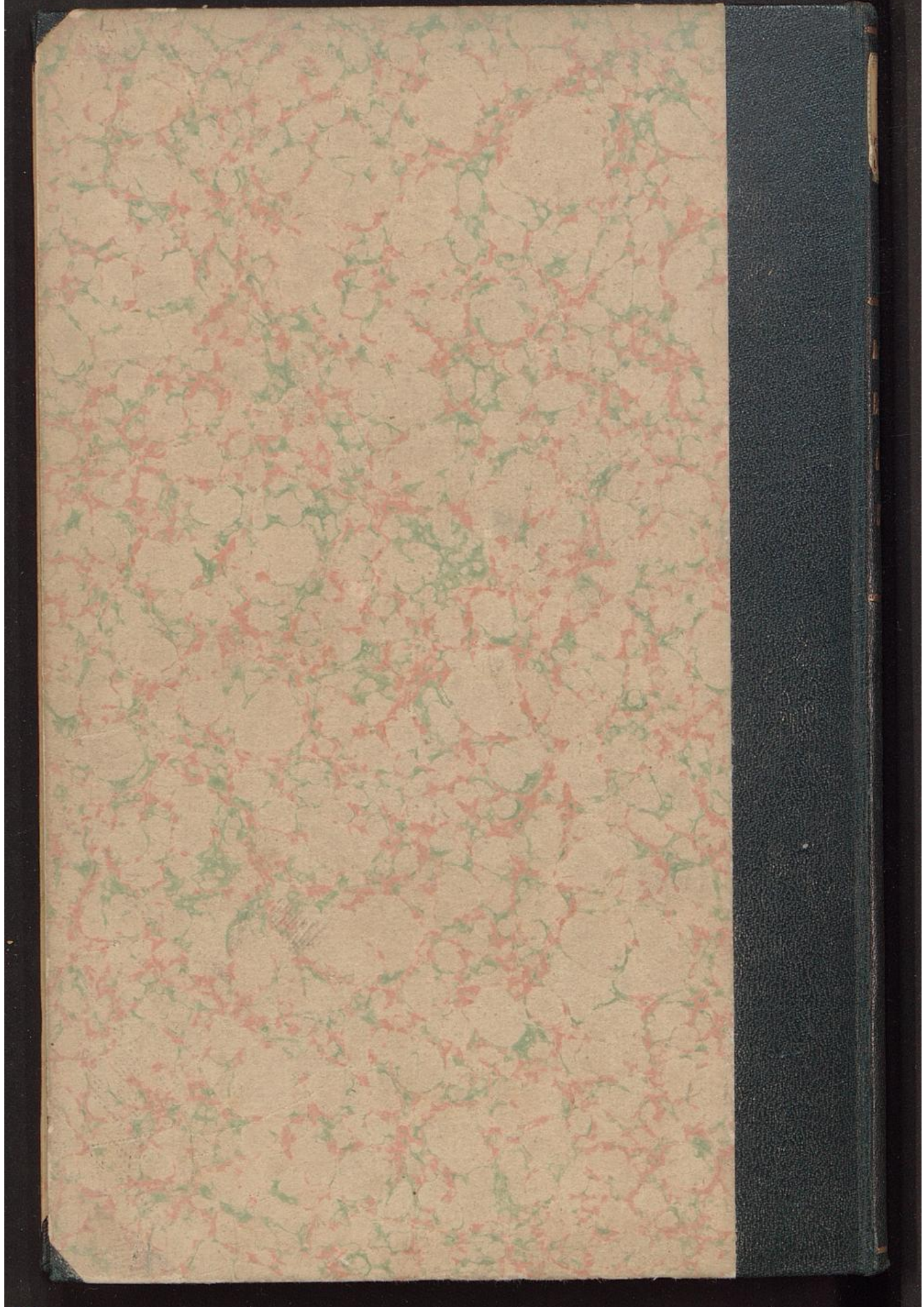
gewesen, tonangebend in Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die politischen Ereignisse werden freimütig nach oben und unten, unabhängig von allen Parteirücksichten behandelt. Wer sich unabhängig von den Tagesströmungen und Partei-Vorurteilen eine eigene Meinung bilden, wer mit den vorwaltenden und fortschreitenden Ideen der Wissenschaft Fühlung halten und selbst mit fortschreiten will, findet Führung und reiches Material in den „Preußischen Jahrbüchern“.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Druck von J. S. Preuß, kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.

Friedr. Eckhardt
BREMEN



IX
c.
3294

Ruhbach
Deutsch
Chines.
Studien